

Vierjährling
(Leseprobe)

Yves Gorat Stommel

Danksagung

an Melanie, Noelle, Barbara und Klaus, dafür, dass sie bei den ersten Versionen dieses Buches tatsächlich bis zum Ende durchgehalten haben.

Impressum

Vierjährling
© Yves Gorat Stommel
2016 (Originalversion)
2024 (vollständig überarbeitete Version)
ISBN-13 (Druckversion): 978-1511538930

Lektorat:
Anja Koda

Coverabbildung:
Yves Gorat Stommel (basierend auf einer mit KI generierten
Vorlage mit anschließender manueller Nachbearbeitung)

Web:
www.yvesgoratstommel.com

Facebook:
www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:
ygstommel@gmx.de

Postanschrift:
Kibbelstraße 14, 45127 Essen, Deutschland

Prolog

Vor Aufregung zitternd schaute Levi wiederholt über seine Schulter. Hinter ihm ragte der mächtige Fels Dunamase bedrohlich in den stockfinsternen Himmel. Im Schein des dort oben lodernden Lagerfeuers schienen die Mauern und Türme der verfallenen Befestigungsanlage ein Eigenleben zu bekommen. Dabei war es nicht die Ruine des im zwölften Jahrhundert gebauten Trutzwerks, die den Sechzehnjährigen ängstigte. Vielmehr war es die Gruppe von Gestalten, die sich vor dem Feuer abzeichnete. Sie jagte ihm einen eiskalten Schauer nach dem anderen über den Rücken.

Levi fasste sich an den Hals und betrachtete dann seine mit Blut beschmierten Finger. Adrenalin unterband für den Moment jedes Schmerzempfinden, verhinderte jedoch nicht eine gewisse Übelkeit angesichts der Wunde.

Erst jetzt, Minuten nach der Flucht von dem zerklüfteten Felsen, drang das unbekümmerte Summen von Julia an Levis Ohren. Perplex schaute er auf das vor ihm gehende sechsjährige Mädchen, deren lange, schwarze Haare im Wind tanzten. Das Kind schien merkwürdig unberührt von der Tatsache, dass es um halb zwei in der Nacht über ein feuchtes Feld in der irischen Grafschaft Kilkenny spazierte. Auch das Messer, welches das Mädchen immer noch in der Hand hielt, tat seiner Laune keinen Abbruch. Ob sie ihn wirklich damit umgebracht hätte? Levi entschied sich dagegen, diese Frage weiter zu erörtern. Allein bei dem Gedanken an das eben Erlebte wurde ihm schlecht.

Sein rechter Fuß blieb an einem Erdklumpen hängen. Auf sein leises Fluchen reagierend, drehte sich die dritte im Bunde, Lenat, zu ihm um.

»Augen nach vorne!«, meinte sie. »Sie werden uns nicht folgen.«

Eine Ähnlichkeit zwischen der jungen Frau und ihrer kleinen Schwester suchte man vergebens: Lenats Haare waren blond, gelockt und kurz geschnitten. Bloß die unergründlichen grünen Augen hatten die beiden gemeinsam.

»Wohin gehen wir eigentlich?«, fragte Levi leise, erneut einen Blick über die Schulter werfend. Er konnte es nicht ändern: Sein Gefühl sagte ihm, dass die auf der Burg zurückgebliebene Gruppe kurz davorstand, sie zu verfolgen. Um ihm und den beiden Schwestern doch noch den Krieg zu erklären.

»Du schläfst heute bei uns«, erwiderte Lenat.

»Im Wohnwagen!«, fügte Julia aufgeregt hinzu.

»Hauptsache weg von hier«, murmelte er.

»Weit weg von hier«, stimmte Lenat ihm zu. »Und da die Reise einige Stunden dauern dürfte, gibt es keine Ausreden mehr und du kannst uns endlich ausführlich über deine Vergangenheit unterrichten. Darauf haben wir – denke ich – nun wohl ein Recht.«

Bevor er reagieren konnte, fügte sie hinzu: »Damit wir wissen, was wir uns aufgehalst haben. Immerhin dürfte es den ein oder anderen Grund dafür geben, dass die da oben sich so für dich interessieren.«

»Mein zuvorkommendes Wesen?« Der Scherz wirkte forciert.

Lenat produzierte einen undefinierbaren Laut, der mit gutem Willen als Lachen durchgehen konnte. »Fang' einfach von vorne an.«

Zu Levis Erleichterung beschleunigte Lenat, als vor ihnen ein kleiner, pferdegezogener Wohnwagen auftauchte. Aus dessen Inneren drang warmes Licht.

Ein letztes Mal wandte sich Levi dem dunklen Schatten des Berges hinter ihm zu. Dann atmete er tief ein.

»Alles fing vor etwas mehr als einer Woche an. Ein paar Tage vor meinem sechzehnten Geburtstag«, begann er seine Geschichte. »Ich war zu dem Zeitpunkt seit fast vierundsechzig Jahren auf der Welt.«

Buch I: Fragen

Kapitel 1: Schallwellen

Der vierte Mittwoch im Februar 2004 begann für Levi wie so gut wie jeder andere beliebige Tag der letzten Jahrzehnte: Um sieben Uhr stand er auf, schlüpfte in Jogginghose und Hoodie-Pullover, fixierte seine Stirnlampe und startete seinen täglichen Lauf. Ein halber Meter Schnee bedeckte die Häuserdächer, die Felder und die Wälder. Einzig die langsam erwachenden Straßen des Dorfes Nichlo waren freigeräumt worden, dementsprechend er sich an diese hielt. Ihm begegnete kaum eine Menschenseele.

Es war noch während seines dreißigminütigen Laufs, dass sich eine erste Abweichung von seiner alteingesessenen Routine ergab: Auf etwa der Hälfte der Strecke hielt er ohne Vorwarnung erschrocken inne. Ein hallendes, unangenehmes Geräusch drang an seine Ohren. Ein in seinen fast vierundsechzig Jahren noch nie gehörter Laut. Und doch war er ihm irgendwie vertraut. Der Hauch einer alten Erinnerung schien sich an die Oberfläche seines Bewusstseins kämpfen zu wollen – ohne Erfolg.

Levi schaute um sich: Er war allein. Auf merkwürdige Art und Weise beunruhigt, nahm er eine Abkürzung zurück zum Bauernhof, den er mit seiner Großmutter Margarete bewohnte.

Das zweite merkwürdige Ereignis ereilte Levi am Nachmittag des gleichen Tages. Nach dem Lauf hatte er gefrühstückt, knappe drei Stunden studiert (heute standen die Fächer Thermodynamik und Astrologie auf dem Plan), eine Stunde Fitness und Judo im hofeigenen Sportraum absolviert und anschließend mit seiner Großmutter zu Mittag gegessen. Die Episode vom frühen Morgen hatte er zu dem Zeitpunkt längst vergessen. Vielmehr waren seine Gedanken beim Nachmittag. Er war mit Thomas verabredet, mit dem ihn seit etwa drei Jahren eine stetig enger werdende Freundschaft verband. Eine für Levis Verhältnisse lang-anhaltende Beziehung, denn sein stark verlangsamter Alterungsprozess führte in der Regel zu einer gewissen Verwirrung und schlussendlich zur Ablehnung seitens seiner Mitmenschen.

Während Levi im Flur hastig seinen Schal umlegte und die Jacke überstreifte, stieß Margarete zu ihm.

»Thomas?«, fragte sie. Ihre hellwachen und klaren Augen schienen fehl am Platz in dem von tiefen Falten durchzogenen Gesicht, das von halblangen, ergrauten Haaren umrahmt wurde. Der von der Zeit gezeichnete Körper stand dabei im starken Kontrast zu der unbändigen Energie, mit der die alte Dame jeden ihrer Tage anging.

»Thomas«, bestätigte Levi.

»Hm.«

»Und was soll das heißen?«, wollte Levi lachend wissen.

»Nichts.« Sie zuckte die Schultern. »Es ist gut, dass du Umgang mit Jugendlichen pflegst.«

Nun war es an ihm mit einem unverbindlichen »Hm« zu antworten.

»Intellektuell bestimmt nicht besonders stimulierend«, postulierte sie nachdenklich. »Dennoch gut. Sozialer Austausch ...« Sie fuchtelte mit der Hand durch die Luft. »... und so. Den brauchst auch du. Wenngleich du ... besonders ... bist.«

Obwohl er wusste, wie sie dies meinte, ging Levi der genutzte Begriff gegen den Strich. *Besonders*. In seinen Ohren hörte es sich danach an, als leide er unter einer geistigen oder körperlichen Einschränkung.

Ohne ihm die Zeit zu geben, sich ein weiteres Mal darüber aufzuregen, verabschiedete Margarete sich mit einem kurzen Nicken und verschwand im Inneren des Gebäudes.

Den Hof rechts hinter sich lassend, folgte Levi nun dem Schotterweg in Richtung des Dorfcentrums. Nach etwa hundert Metern mündete die Zufahrt in der Hauptverkehrsader von Nichlo – und bis dorthin würde er sich durch den Schnee kämpfen müssen. Denn Seiten- und Privatstraßen wurden durch die Gemeinde nicht geräumt.

Die Hände tief in den Taschen vergraben und die Schultern fast bis an die Ohren hochgezogen, versuchte er in seinen Spuren vom frühen Morgen zu laufen. Seine Gedanken waren derweil bei seiner Oma. Irgendetwas stimmte mit Margarete nicht. Seit er sich erinnern konnte, war sie wortkarg und achtete auf einen gewissen emotionalen Abstand zu ihren Mitmenschen, was nicht wenige Zeitgenossen ihr als Unhöflichkeit auslegten. In letzter Zeit legte sie allerdings ein uncharakteristisch starkes Interesse an seinem Privatleben an den Tag. Dazu immer wieder dieser irritierende Begriff: er sei *besonders*.

Levi bog auf die Hauptstraße ein, die einen langgezogenen Bogen nach Südwesten vollführte. Mit dem Ortschild im Rücken – der Hof befand sich am äußersten nordöstlichen Rand von Nichlo – wechselte er die Straßenseite. Schließlich bog er in die nach Westen führende Lilienstraße ein, noch bevor er dem eigentlichen Dorfkern nahekam.

Das Problem mit dem *besonders-Sein* war doch, dass die meisten Menschen genau das zu sein glaubten. Jeweils auf ihre eigene Art und Weise. Aber der Großteil der Menschen war nur in Nuancen besonders; nur innerhalb allgemein anerkannter Schwankungsbreiten anders. Lediglich wenige Individuen existierten, die sich *wirklich* von so gut wie allen anderen unterschieden. Levi wusste, dass er zu dieser kleinen Gruppe von Menschen gehörte – unverdient und ungewollt. Und auch seine Großmutter war ein Teil dieser Gruppe. Genau wie er, alterte auch sie deutlich langsamer als der Durchschnittsmensch. Mit fast vierundsechzig Jahren auf dem Buckel sah er aus wie ein Teenager. Margarete war eigenen Angaben zufolge sogar über dreihundertsechzig Jahre alt. Obwohl sie eine Ärztin war, hatte sie bis heute nicht herausgefunden, warum sie beide derart langsam alterten. Auch seine eigenen langjährigen und intensiven Recherchen hatten keine Klarheit gebracht.

»Was zum ...«, stieß Levi aus, bevor er alarmiert um sich sah. Da war es wieder gewesen! Dieses merkwürdige, seine Knochen zum Vibrieren bringende Geräusch! Die paar wenigen Passanten in seiner Nähe schienen – bis auf Levis Aufschrei – nichts gehört zu haben. Stattdessen sahen sie ihn mit einem gewissen Misstrauen an. Mit gesenktem Kopf eilte er weiter.

Auf Levis Klingeln hin entwickelte sich ein lautes Rumoren hinter der Holztür des zugehörigen Neubaus in der Lilienstraße. Es folgte ein lauter Knall und die Tür erzitterte.

Kein Grund zur Beunruhigung. Levi hatte diese Zeremonie schon öfter erlebt. Freundlich begrüßte er die zwei jüngsten Kinder der Wittkopfs, die beide den Gast unbedingt als erstes empfangen wollten.

»Hi!«, krächzte Tim, während er versuchte, Levi die Hand entgegenzustrecken. Dies gelang ihm nur teilweise, da sein ein Jahr älterer Bruder Tino ihn von hinten mit aller Macht umklammert hielt.

»Hallo, ihr beiden!« Lächelnd trat Levi an den sich balgenden Jungs vorbei in das helle und geräumige Haus.

»Gehen wir spielen?«, fragte Tino aufgeregt. Er rieb sich die schmerzende Hand, in der noch die Zahnabdrucke seines siebenjährigen Bruders zu sehen waren. Dieser rannte inzwischen aufgekratzt und ziellos durch den Flur.

»Jungs, bitte!«, sagte Herr Wittkopf, der eben in den Flur getreten war. Groß und untersetzt, mit gutmütigen Augen und gewinnendem Lächeln, wandte er sich entschuldigend an den Besuch. »Ich habe die Klingel nicht gehört, aber dafür das Stampfen der beiden Zwerge.« Er drehte sich in Richtung Treppe um. »Thomas!«

Wie sein Vater und seine Brüder war auch Thomas groß gewachsen und platinblond. Die skandinavischen Wurzeln der Familie Wittkopf waren unübersehbar.

»Hi, mein Freund!«, begrüßte Thomas Levi, den er um einen Kopf überragte, während Tim und Tino ihre Aufmerksamkeit nun auf ihren Bruder richteten.

»Können wir was spielen?«, versuchte Tim sein Glück. Er zupfte an Thomas' Hemd.

Herr Wittkopf lächelte und zog sich in die relative Ruhe des Wohnzimmers zurück.

»Muss ja nicht lange sein!«, unterstützte Tino seinen jüngsten Bruder und griff sich den linken Arm des Ältesten. »Nur eine Stunde!«

Thomas reagierte nicht. Die Anwesenheit der beiden ignorierend,klärte er Levi über seine Pläne auf: »Wir haben noch ein wenig Zeit, bevor wir Ellie beim Billiard treffen. Ich hatte gehofft, du kannst mir daher kurz bei Mathe helfen?« Der Achtzehnjährige hatte im vorletzten Sommer seine Elektrikerlehre angetreten.

»Bitte, bitte, bitte ...«, bettelte Tim, kräftiger am Hemd seines großen Bruders ziehend.

»Klar«, erwiderte Levi und legte die Jacke ab.

»Bitte, bitte, bitte ...«, fiel Tino in den Singsang mit ein.

»Sollte nicht lange dauern«, meinte Thomas, während er versuchte, sich von seinen Brüdern zu lösen. Doch die verstärkten bloß den Griff. Thomas warf einen genervten Blick auf die beiden. Kurzentschlossen griff er nach Jacke und Schuhen. »Lass' uns doch schon jetzt gehen. Scheiß auf die Hausaufgaben!«

»Hey!«, kam die Zurechtweisung aus dem Wohnzimmer. »Wortwahl!«

»Sorry!«, rief Thomas, während er sich anzog. »Die Zwerge nerven!«

Lächelnd hielt Levi ihm die Tür auf. Er mochte dieses Familienchaos. Seine eigenen Eltern hatte er nie kennengelernt und Geschwister hatte er keine. Auf dem Hof bekamen Margarete und er kaum Besuch. Obwohl sie seit bald vier Jahren in Nichlo lebten. Zugegebenermaßen war dies ähnlich wie an den anderen Orten – an den *vielen* anderen Orten – in denen sie in den letzten Jahrzehnten gelebt hatten. Schon

immer waren sie den Einsiedlern näher als den geselligen Gastgebern gewesen.

»Nur noch zwei Jahre ...«, murmelte Thomas beim Zubinden seiner Schuhe, anscheinend auf die verbliebene Ausbildungszeit – und damit dem Zeitpunkt des Auszugs aus dem Elternheim – verweisend. Dann holte er sich einen Apfel aus der Küche und nickte Levi zu. »Schnell raus hier!«

Er kam nur drei Schritte weit, bevor er innehielt und verdutzt seine beiden Brüder anschaute. Tim und Tino saßen auf dem Boden und zogen nun ihrerseits hektisch ihre Schuhe an. Mützen, Schals und Jacken lagen um die beiden Jungen auf dem Boden verstreut.

Thomas atmete laut aus. Ungläubig schüttelte er den Kopf. »Nicht euer Ernst!«

Tino schaute weiter konzentriert auf seine Schnürsenkel, dafür hob Tim den Blick. »Was denn? Wir wollen nur raus. Das kannst du uns nicht verbieten!«

»Stimmt«, erwiderte Thomas und öffnete die Haustür. »Aber ich muss nicht auf euch warten!«

Schnellen Schrittes eilten die beiden Freunde die Lilienstraße entlang. Thomas immer noch mit genervtem Gesichtsausdruck, Levi amüsiert.

»Grins nicht so!«, sagte Thomas. »Du musst das nicht jeden Tag erleben!«

»Schade eigentlich ...«

»Wir können gerne tauschen! Ich ziehe zu Oma Margarete und du zu uns. Mal sehen, wie lange dir das Ganze dann noch gefällt!« Er seufzte tief. »Übrigens ...« Sein Gesichtsausdruck wurde ernst, seine Stimme leiser. »Wo wir schon bei den beiden Nervensägen sind: Tino hat wieder nach deinem Alter gefragt.« Thomas bedachte seinen Freund mit einem schnellen Seitenblick, bevor er fortfuhr: »Er hat im Fotoalbum ein Foto von dir und ihm gefunden. Von vor drei Jahren. Da siehst du quasi wie heute aus. Drei Jahre und immer noch der gleiche fast Sechzehnjährige. Zumindest äußerlich. Nicht mal deine kümmerliche Gesichtsbehaarung hat sich wirklich weiterentwickelt.«

Wie die anderen Dorfbewohner wusste auch Thomas, dass Levi an einem seltenen Gendefekt litt. Zumindest war dies die Geschichte, die seine Großmutter gestreut hatte, um dem unausweichlichen Misstrauen der Nachbarn und Freunde zumindest in Teilen vorzubeugen. Ihren Erklärungen nach sei er dreißig Jahre alt. Damit halbierte sie zwar seine eigentliche bisherige Lebenszeit, kam jedoch

Fragen zuvor, wie alt sie selbst eigentlich sei. Die Großmutter eines Dreißigjährigen zu sein, provozierte keine ungläubigen Blicke. Anders war dies, würde sie behaupten, ihr Enkel sei vierundsechzig Jahre alt.

Trotzdem: Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie erneut ihre Siebensachen packen und umziehen würden. Und das Spiel ginge von vorne los.

»Ich habe ihm also von deiner Krankheit erzählt«, fuhr Thomas fort.

»Gendefekt«, korrigierte Levi.

Die Lilienstraße hatte die Form eines verkürzten Buchstaben L und mündete daher an beiden Enden in die Hauptstraße, die gleichzeitig die Durchgangsstraße von Nichlo darstellte. Mit dem Überqueren der Verkehrsader nach Süden erreichten sie die Kirche und damit das Zentrum des Zehntausend-Einwohner-Dorfes. Um den kleinen Sakralbau herum befand sich eine Grünfläche, und im Rücken des Gotteshauses schloss sich die kurze Einkaufsstraße an. Eine Fußgängerzone, die Dorfbewohner jeglichen Alters anlockte.

Thomas grüßte einen Bekannten aus der Berufsfachschule, bevor er auf Levis Situation zurückkam: »Ewige Jugend. So ein Glück.«

»Nicht ewig, nur länger. Und Glück?« Levi schnaubte. »Wenn man es denn Glück nennen kann, dass ich ein Leben lang der Außenseiter bin.«

»Du immer mit deinem Außenseiter!«, beschwerte sich Thomas. »Du hast doch mich!«

»Sicher, momentan ... Nur, dass du nicht der erste und nicht der letzte sein wirst. Ich hatte schon viele Freundschaften.« Ohne Frage eine Übertreibung. »Alle endeten, da ich langsam alterte.«

Thomas schüttelte überzeugt den Kopf, was ihn trotz seiner Größe wie ein kleines Kind aussehen ließ. »Bei uns wird das nicht so sein.« Dann nickte er in Richtung einer Kneipe. Sie befand sich direkt neben einer kleinen Kirche aus Holz und Backsteinen; abgesehen von dem zweihundert Jahre alten Rathaus und der Hauptkirche im Zentrum gab es kein höheres Gebäude im Dorf. »Ellie kommt erst in einer halben Stunde. Wollen wir trotzdem schon rein?«

»Wenn wir eh noch Zeit haben«, überlegte Levi, »gehe ich schnell bei Marius vorbei. Ein paar Bücher abholen.«

Thomas stöhnte und verlangsamte sein Tempo. »Nicht Marius Wellkannte! Den kann ich mir jetzt echt nicht antun.«

Levi klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. »Angst vor dem gebrechlichen, alten Marius?«

»Angst ist das falsche Wort«, widersprach Thomas. Zweifelnd blickte er von Levi zum Buchladen, direkt neben der Kneipe. Auf dem großen, aus Holz gefertigten Aushängeschild stand in zierlichen Lettern geschrieben:

Antiquariat Wellkannte
Kompetente Literaturbeschaffung

»Er hält mich nur für das Dummste, was hier im Dorf auf zwei Beinen herumläuft.«

»Nur in deiner Altersgruppe«, schränkte Levi die Aussage ein. »Außerdem hat er dich nicht *dumm* genannt, sondern *ungebildet*.«

»Noch schlimmer«, erwiderte Thomas. »Für Dummheit kann man nichts, für fehlende Bildung dagegen wohl.«

»Daran arbeiten wir bekanntermaßen.«

»Siehst du! Da hast du einen Vorteil!« Thomas blieb erneut stehen. Er schien froh, den Besuch im Bücherladen noch einen Augenblick länger hinauszögern zu können. »Dadurch, dass du langsamer alt wirst, hast du nie Probleme in der Schule gehabt. Und sportlich hast du auch unendlich viel drauf!«

Levi wusste, dass Thomas ihn wegen seines Wissens und sportlichen Könnens beneidete. Dem stand gegenüber, dass Levi lieber wie Thomas wäre: beliebt, witzig, spontan und immer gut gelaunt. Zumindest, solange seine Brüder nicht in der Nähe waren.

»Meine Oma lässt mir ja auch keine Minute Ruhe«, klagte Levi. »Wenn ich mir überlege, was ich in den letzten Jahrzehnten nicht alles lesen und lernen musste! Lexika, Regale voller Mathematik, Geschichte, Kunst, Medizin und Geografie. Von meinen täglichen Kraft- und Judo-Übungen mal ganz abgesehen. Zusätzlich noch ...«

Mitten im Satz hielt Levi inne und schaute alarmiert um sich.

»Hast du das gehört?«, fragte er. »Dieses Geräusch ... Worte? Ich bin mir nicht sicher ...«

»Hier sind viele Geräusche. Immerhin sind wir in der Fußgängerzone.«

»Es klang fast so, als ob es *in* mir war«, überlegte Levi laut. »Wie ein Echo.« Ein Echo, das nur in seinem Kopf und Körper existierte. Im Vergleich zu heute Morgen lauter. Deutlicher. Zwei Worte: »Zamran Hami«, murmelte er.

»Alles in Ordnung?«

Levi riss sich zusammen. Ein letzter Rundumblick, dann verdrängte er seine Beklommenheit. »Ja, sorry.«

Die Ladenglocke klingelte hell, als Levi die schwere Eichentür aufdrückte. Durch einen engen Flur erreichten sie die nächste, nicht weniger massive Tür, die in den eigentlichen Bücherladen führte. Auch wenn dieser nur schwer als ein solcher zu identifizieren war, denn er stellte gleichzeitig das Wohnzimmer des Ehepaars Marius und Maria Wellkannte dar.

Vor allen Wänden standen dunkelbraune Holzregale, die bis unter die Decke reichten. Weitere freistehende Regalreihen waren im hinteren Teil des Raums positioniert. Insgesamt kamen mehrere hundert Meter Stellfläche zusammen. Und trotzdem stapelten sich überall Bücher: auf dem Boden, der Couch und dem Schreibtisch, hinter dem Marius Wellkannte saß. Nur der Herr des Hauses hielt sich momentan in dem spärlich von einem einzigen breiten Fenster beleuchteten Raum auf. Das gefühlte immer gleiche braune Jackett hing ihm von den schmalen Schultern. Levi vermutete, dass der Antiquar einen ganzen Schrank voller identischer Kleidungsstücke besaß.

»Guten Tag, Levi.« Die belegte Stimme bezeugte sein hohes Alter, war jedoch gleichzeitig fest, schnörkellos und gebieterisch.

»Hi, Marius! Ich wollte nur schnell die bestellten Bücher abholen. Hast du sie bekommen?«

Nur für einen kleinen Moment – als Levi hineingekommen war – hatte Marius den Blick von dem vor ihm liegenden Buch gehoben. Längst flogen die alterstrüben Augen wieder über die dichtgedrängten Zeilen, was den alten Mann nicht davon abhielt, eine Gegenfrage zu stellen:

»Habe ich jemals darin versagt, ein Buch zu beschaffen?« Eine rhetorische Frage.

Marius' Hand hob sich vom Schreibtisch und ein leicht zitternder Finger zeigte auf die Couch. Neugierig lief Levi in die angedeutete Richtung. Hier, direkt vor dem Fenster, von dem allerdings aufgrund der dahinter positionierten Bücher nur ein Teil des Lichtes hineindrang, war es am hellsten. Erfreut sah er die Titel durch und blätterte hier und da in einem der Bände, bis ein Geräusch ihn innehalten ließ.

Thomas hatte sich bisher absichtlich im Hintergrund gehalten. Umso verärgerter reagierte er, als er aus Unachtsamkeit einen Stapel Bücher umstieß.

Ohne aufzusehen, kommentierte Marius diesen Vorfall in gewohnt schneidender Art von seinem Schreibtisch aus: »Haben Sie sogar Probleme mit dem Laufen, Herr Wittkopf? Sie sollten sich mehr Mühe

geben, um mein nicht besonders positives Bild von Ihnen nicht weiter zu festigen.«

Ungelenk bückte Thomas sich vor, um die Bücher aufzuschichten. Sein rechter Ellenbogen brachte dabei einen zweiten Stapel zum Schwanken. Leise fluchend brachte er das von ihm verursachte Durcheinander in Ordnung.

»Egal. Passiert halt mal«, meinte Levi und reichte ihm eines der heruntergefallenen Bücher.

»Aber bei den einen öfter, als bei den anderen«, murmelte Wellkannte leise und dennoch für alle hörbar.

Kurz schien Thomas auf diese Provokation reagieren zu wollen, um den Ärger schließlich herunterzuschlucken. »Ich gehe schon mal in die Kneipe, Levi. Du kannst ja nachkommen, sobald du hier fertig bist.«

Levi nickte schweigend.

Nicht so Marius Wellkannte, der ihn mit einem weiteren bissigen Kommentar verabschiedete: »Seien Sie bitte vorsichtig beim Rausgehen. Ihr Aktionsradius ist beunruhigend groß.«

Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, landeten Levis Bücher schwungvoll auf Wellkanntes Schreibtisch. »Das war unnötig.«

Trotz eines Lebensalters jenseits der achtzig, legte Marius eine für Levi nicht nachvollziehbare kindliche Streitlust an den Tag.

Fragend hob der Antiquar seinen Blick. Der zerbrechlich wirkende Körper vermochte nicht über die in seinen Augen sichtbare innere Stärke hinwegzutäuschen. »Das kann er ab.«

Levi seufzte. »Das bezweifle ich auch gar nicht. Aber er versucht wirklich zu lernen. Wissen aufzubauen. Du solltest ihm bei Gelegenheit ein oder zwei Bücher geben. Er würde sie bestimmt lesen.«

Wellkanntes Augen rasten bereits wieder über die Buchseiten. »Du weißt, dass ich keine normalen Bücher anbiete. Keine Belletristik. Nur seltene, alte und ohne meine Hilfe unauffindbare Bücher sind mein Metier. Wenn er ein Stundenbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert oder eine handschriftliche Abhandlung zu den von da Vinci gezeichneten Körperteilen haben will, dann kann er sich gerne melden.«

Noch wollte Levi sich nicht geschlagen geben. »Mir besorgst du doch auch normale Bücher?«

Der alte Stuhl beklagte sich mit einem lauten Ächzen, als Marius Wellkannte sich darin zurücklehnte und Levi zum ersten Mal seine ungeteilte Aufmerksamkeit zukommen ließ. »Wenn die Zeit reif ist, wirst du nicht mehr die üblichen, relativ einfach zugänglichen Bücher

von mir verlangen. Deine Ansprüche und Wünsche werden wachsen, und ich werde da sein, sie dir zu erfüllen. Ich bin ein Buchdetektiv, kein Lehrer, der unbegabten Schülern wie Thomas triviale Romane in die Hand drückt.«

Gerade wollte Levi zu einer Erwiderung ansetzen, als er ohne Vorwarnung die Kontrolle über seinen Körper verlor. Wie von einer Kugel getroffen sackte er in sich zusammen, betäubt von Schmerzen. Sein Kopf rauschte mit nur wenigen Zentimetern Entfernung an der harten Tischplatte vorbei.

Zwei Wörter hallten durch seinen Schädel, kurz bevor er auf dem Boden aufschlug:

Quasb Monons!

Sie durchdrangen ihn wie eine alles vernichtende Druckwelle und verursachten Übelkeit. Mitleid. Und Abscheu. Tiefe Abscheu vor demjenigen, der diese Worte ausgesprochen hatte.

Es vergingen nur wenige Sekunden, bis die Schmerzen so plötzlich verschwanden, wie sie gekommen waren.

»Was ist, Levi?« Tiefe Besorgnis schwang in Marius' Stimme mit. Von der alarmierten Frage ihres Mannes angezogen, betrat Maria Wellkannte durch eine aufgerissene Tür den Raum. Sie war das genaue Gegenteil ihres dünnen Mannes: Einer gut gepolsterten Ente gleich watschelte sie auf den Jungen zu.

»Alles in Ordnung?«, fragte Maria, während Marius den Schreibtisch umrundete.

»Ja ... Geht schon wieder«, erwiderte Levi benommen. Langsam richtete er sich auf. »Mir war nur plötzlich schwarz vor Augen. Ich hörte ... irgendetwas. In meinem Kopf.«

»In deinem Kopf?«, wiederholte Marius. »Was hast du denn gehört?«

Quasb Monons, wiederholte Levi die beiden Wörter in Gedanken. Einem unbestimmten Gefühl folgend, hielt er ihnen diese Information jedoch vor. »Ich weiß es nicht.«

»Am besten gehst du nach Hause, und erzählst deiner Oma von der Sache«, schlug Marius vor. Sein Blick suchte den seiner Frau. »Los, mein Junge ...« Marius knetete Levis rechte Schulter – erstaunlich kraftvoll für seine knöchigen Hände. »Deine Oma hilft dir. Sie kennt sich aus mit solchen Vorkommnissen.«

»Solchen Vorkommnissen?« Levi wurde hellhörig. »Was meinst du damit?«

Maria übernahm die Antwort: »Marius meint, dass deine Oma Margarete eine Ärztin ist.«

»War«, korrigierte Levi. »Seit zwei Jahren im wohlverdienten Ruhestand.«

»Wenn du den Betrieb des Hofes so nennen möchtest«, tadelte Maria, bevor sie ungeduldig auf das eigentliche Anliegen ihres Mannes zurückkam. »Margarete ist zwar im Ruhestand. Ihr medizinisches Wissen ist es nicht. Zu wem sonst solltest du in diesem Ort wohl gehen?« Sie beantwortete sich die Frage selbst, um einer Entgegnung der beiden Männer zuvorzukommen: »Außer vielleicht zu Herrn Doktor Doelder, Frau Doktor Heykamp oder zu dem Mediziner-Ehepaar Sonnenschein.« Sie lächelte verhalten. »Aber deine Oma ist besser.«

Ihr Gesicht war ermunternd, doch in ihren Augen glaubte Levi Unruhe zu erkennen. Und noch etwas anderes. Vielleicht Angst? Warum?

Die rundliche Frau eilte aus dem Zimmer und kehrte kurz darauf mit einem Glas Wasser zurück. Sie reichte es dem mittlerweile auf dem Sofa sitzenden Levi. Um sie zu beruhigen, nahm er ein paar Schlucke, bevor er aufstand.

»Ich sollte gehen. Thomas wartet auf mich. Und mir geht es schon wieder ganz gut.«

»Sicher ...« Frau Wellkannte fuhr ihm durch die Haare. Ihre grauen Locken wippten leicht, als sie besorgt den Kopf wiegte. Ihr Gesicht vermittelte gleichermaßen Sorge und Wärme.

»Danke für das Wasser.« Levi nahm sich die Bücher – eines davon hatte er mit zu Boden gerissen – und verabschiedete sich von dem Ehepaar.

Quasb Monons. Hatten diese Worte eine Bedeutung, oder hatte Levi sie sich nur eingebildet? Und woher waren diese Schmerzen gekommen? Vielleicht sollte er wirklich sofort nach Hause gehen, um seiner Oma von dem Vorfall zu berichten. War er etwa krank? Er verwarf diese Möglichkeit. Ohne erklären zu können, warum, wusste er, dass ihm keine gesundheitliche Gefahr drohte. Darüber hinaus wollte er Thomas nicht enttäuschen.

Levi schloss die Tür zum Antiquariat, tat die ersten Schritte in die Fußgängerzone – und blieb stehen.

Mehrere Personen hatten sich vor dem Café auf der anderen Straßenseite versammelt. Sie schienen um einen Gegenstand – oder einen Menschen? – herumzustehen. Zaghafte kam Levi näher, als von hinten jemand an ihm vorbeieilte.

»Entschuldigung! Lasst mich durch!«

Es war Dr. Doelder. Ein drahtiger Mann, kurz vor der Pensionierung, für den sich der Kreis träge öffnete. Einen Augenblick lang konnte Levi eine liegende Person in der Mitte der Menschenmenge ausmachen, bevor sich die Gruppe hinter dem Arzt wieder schloss.

Levi kämpfte gegen seine Neugierde und blieb auf Abstand. Zwar hätte er gerne gewusst, was dort vor sich ging, aber es widerstrebte ihm, sich in die Ränge der Schaulustigen einzureihen.

Der Blick des Jungen schweifte über die Menge, während er langsam in Richtung der Dorfkneipe strebte. Das Dorfleben war erstaunlich: Fast jede anwesende Person kannte er, obwohl er nun wirklich keinen besonders sozial ausgeprägten Lebensstil pflegte. Nur hier und dort entdeckte er ein unbekanntes Gesicht. Levis Augen verharrten einen Moment lang auf einem hochgewachsenen Mann. Er war etwa Ende zwanzig, trug einen weiten, schwarzen Mantel und präsentierte sich der Welt mit einem düsteren Blick.

Automatisch, ohne darüber nachzudenken, verlangsamte Levi seinen Schritt. Seine Beine schienen sich gegen ein höheres Tempo zu wehren. Es war, als ob sie plötzlich durch Wasser wateten. Wie hypnotisiert starrte er den Mann an. Alle Geräusche um ihn herum schienen leiser zu werden, nur diese eine Person war noch wichtig. Diese Person und zwei Worte. Bevor er sich dessen Bewusst wurde, hatte er diese bereits ausgesprochen. Aus seinem Inneren suchten sie sich ihren Weg ins Freie:

»ZAMRAN HAMI!«

Erschrocken riss Levi die Augen auf. Die Luft vor ihm schien plötzlich aus etwas Greifbarem zu bestehen. Seine Worte eilten in Form von sichtbaren Verzerrungen der Luft von ihm fort. Der Anblick erinnerte Levi an die Lichtbrechung in der heißen, flimmernden Luft oberhalb einer Flamme. Bloß, dass es sich in diesem Fall um ebene Wellen handelte. Wellen, die in Richtung der Menschenansammlung strebten. Wie ein Fächer wuchs die Schwingung rasant in die Breite, um Sekundenbruchteile später in einer weitläufigen Front auf die Schaulustigen zu treffen.

Levi verharrte in Schockstarre. Fasziniert und gleichzeitig verängstigt sah er auf das wie in Zeitlupe ablaufende Schauspiel: Die Wellen durchliefen die Menschengruppe – und brachten jede einzelne Person zum Leuchten. In der Kopfmitte war bei allen ein Lichtpunkt zu erkennen, der ihr Körper in diffuses Licht tauchte.

Bei *fast* allen.

Der Mann im langen Mantel war eine Ausnahme.

Er leuchtete nicht auf, sondern blieb vollständig schwarz. Als ob er sich in einem hell beleuchteten Raum im einzig vorhandenen Schatten aufhielt. Fast kam es Levi so vor, als würde alles Licht in der Umgebung dieses Menschen von ihm geschluckt. Wie ein Abfluss, in den das Licht wie Wasser floss – und verschwand.

Trotz der verlangsamten Wahrnehmung war der Spuk vorbei, ehe Levi in der Lage war, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Welle war durch die Gruppe hindurchgewandert und das Leuchten war verschwunden. Vermutlich hatte der ganze Vorgang kaum zwei Sekunden in Anspruch genommen.

Nach wie vor starrte Levi auf den dunkel gekleideten Mann. Dieser blickte weiter in die Mitte des Kreises; genauso wie alle anderen. Niemand schien sich für Levi zu interessieren. Keiner hatte etwas bemerkt.

Langsam ging Levi weiter, verwirrt angesichts dessen, was er gerade gesehen und gehört hatte.

Zamran Hami. Es waren dieselben Worte gewesen, die er vorhin vernommen hatte, kurz bevor er Marius' Laden betreten hatte.

Warum konnte er diese Schallwellen sehen?

Waren es überhaupt Schallwellen?

Tief in Gedanken versunken erreichte er die Kneipe. Das Geräusch von plötzlich aufheulenden Sirenen ließ ihn innehalten.

Der herbeigerufene Krankenwagen hielt mitten in der Fußgängerzone an. Die Menschenmenge wich zurück und gab den Blick auf die liegende Person frei. Gerade in diesem Moment deckte Dr. Doelder sie mit einem Tuch ab.

Ein kalter Schauer durchlief Levi.

Eine Person war gestorben.

Und wie er starrten alle auf die Leiche.

Oder nicht?

Von einer inneren Macht gezwungen, verlagerte Levi seinen Blick auf den Rand der Menschenansammlung. Eine einzige Person hatte sich dort von der Leiche abgewandt.

Der Mann im schwarzen Mantel.

Unverwandt schaute er Levi an.

Kapitel 2: Blanche

Die tragischen Ereignisse des frühen Nachmittags führten zur Eintrübung der Laune beim Billiard. Doch Thomas wäre nicht Thomas, wenn er nicht alles daransetzte, die Stimmung zu heben.

Noch mehr als sonst, fühlte Levi sich als Außenseiter, während er seinem Freund dabei zuschaute, wie dieser versuchte, Ellie zu beeindrucken und zum Lachen zu bringen. Trotz seiner sechs Jahrzehnte war Levi noch nie in einer romantischen Beziehung gewesen. Als er nach etwa fünfundfünfzig Kalenderjahren in die Pubertät kam, war er den Interessen und Themen regulärer Teenager längst entwachsen. Dem Mann im mittleren Alter im Körper eines Dreizehn- bis Vierzehnjährigen blieb gefühlt nichts anderes übrig: Er isolierte sich noch stärker von seinen vermeintlichen Altersgenossen. Erst in den letzten drei bis vier Jahren hatte er wieder vorsichtige Kontakte zu jungen Erwachsenen geknüpft.

Nach etwa zwei Stunden Billiard, während denen er mehrmals absichtlich verlor, um Thomas vor Ellie besser dastehen zu lassen, trennten sie sich. Den Heimweg trat Levi allein an, da sein tägliches Ritual den Besuch eines Ortes beinhaltete, den er allein aufzusuchen pflegte.

Statt über die Hauptstraße zum Hof zurückzukehren, hielt Levi sich östlich, um an einigen Neubaugebieten vorbei, dann über Felder und anschließend durch einen Wald zu spazieren.

Zwischen den Bäumen konnte Levi schon bald das Schimmern des fußballfeldgroßen Libellensees erkennen. Jeden Tag suchte er das östlich von Nichlo gelegene Gewässer auf. Oma Margarete war vor über dreiundsechzig Jahren – Levi war damals fast ein Jahr alt gewesen – dem letzten Wunsch seiner verstorbenen Eltern nachgekommen und hatte deren Asche in den See gestreut. Levis Mutter stammte aus Nichlo und wollte hier ihre letzte Ruhe finden. Dennoch waren Großmutter und Enkel Winzler erst vor vier Jahren hergezogen. Seitdem war der Libellensee für Levi zum Pilgerort geworden. Kein Tag verging, an dem er dem Gewässer nicht seine Aufwartung machte.

Es gab keinen Grabstein, den Levi besuchen konnte. Andächtige Ruhe war dennoch gegeben. Den meisten Dorfbewohnern war die zwei Kilometer lange Wanderung über einen überwucherten Pfad zu beschwerlich, beziehungsweise das Ziel nicht interessant genug.

Üblicherweise leisteten bloß ein paar Vögel und Frösche – und im Sommer unzählige Insekten – Levi Gesellschaft. Mittlerweile war der See zu seinem privaten Zufluchtsort geworden. Der Platz, an dem er in Ruhe nachdenken und seinen Eltern, an die er keine einzige persönliche Erinnerung hatte, nahe sein konnte.

Levi fegte den Schnee von der einsamen und stark verwitterten Holzbank und setzte sich auf die kalten Bretter. Die Dämmerung war bereits weit fortgeschritten. Heute würde ihn allerdings die schräg über ihm stehende Mondsichel vor der vollständigen Dunkelheit bewahren.

Erneut erfasste ihn eine Welle des Schmerzes. Wie zuvor gab es keine Vorwarnung: Levi kam nicht einmal dazu, aufzuspringen.

»QUASB MONONS!«

Er verlor das Bewusstsein.

Ihm war kalt. Wirklich kalt. Und jemand oder etwas bewegte seinen Kopf.

Langsam öffnete Levi die Augen. Sein Blickfeld wurde von einem Gegenstand eingeschränkt.

Vorsichtig bewegte Levi seinen Kopf nach hinten, weg von dem Sichhindernis. Erleichtert und gleichzeitig überrascht stellte er fest, dass es sich um ein fast vollständig weißes Kaninchen handelte. Bloß zwei schwarze Streifen im Fell und die dunklen Augen hoben das Tier vom Schnee ab. Interessiert und erstaunlich zutraulich beobachtete es den auf dem Boden liegenden Jungen.

Levi stand auf und setzte sich mit steifen, schmerzenden Gliedern auf die Bank. Dem Stand des Mondes nach war er nur kurz bewusstlos gewesen. Und ein Rundumblick zeigte: Bis auf das Kaninchen war er allein.

Wie bereits bei dem ersten Mal, als er die Worte *Quasb Monons* in dem Buchantiquariat vernommen hatte –, spürte er, dass die Äußerung nicht ihm gegolten hatte.

Doch wem dann?

Das Kaninchen stupste seinen Schuh an und schaute zu ihm hoch.

»Danke für die Hilfe«, murmelte Levi und wurde bei dem Gedanken an seine Situation von vor einer Minute kurz von einem Zittern erfasst. Ohne die ihn weckende Berührung des Tieres hätte er hier vielleicht noch Stunden auf dem kalten Boden gelegen.

Ihm fehlte anscheinend nichts, nur die Kälte machte ihm zu schaffen. Mit steifen und geröteten Händen schlug er sich den Schnee von Jacke und Hose.

Das Kaninchen saß weiterhin abwartend zu seinen Füßen. Vorsichtig berührte Levi das weiche Rückenfell. Sofort legte sich das Kaninchen flach in den Schnee. Ein leises Zähneknirschen war zu hören. Levi wertete dies als positives Zeichen und ging in die Hocke, um dem Tier den Rücken und hinter den Ohren zu kraulen. In dieser Position verharrend, versuchte er seine Gedanken zu ordnen. Die ihn am stärksten beschäftigende Frage war die nach der Bedeutung der Worte *Quasb Monons*, sowie *Zamran Hami*. Sie schienen aus keiner ihm bekannten Sprache zu stammen.

Er richtete sich auf und stöhnte angesichts der Schmerzen in den unterkühlten Knien. Nicht nur körperlich, sondern auch geistig fühlte er sich mitgenommen. Er sehnte sich nach einem warmen Zuhause. Außerdem wurde es langsam dunkel.

»Ich muss los«, teilte er dem Tier mit. »Wenn ich nicht bald nach Hause komme, macht sich meine Großmutter Sorgen.«

Glücklicherweise sah niemand, dass er mit einem Kaninchen sprach. Dass die Dorfbewohner ihm neben seinem vorgeschobenen Gendefekt zusätzlich eine mentale Krankheit zuschrieben, würde ihm gerade noch fehlen.

Nachdenklich ging Levi den Pfad zwischen den blattlosen Sträuchern entlang. Noch bevor der Wald die Sicht auf den See versperrte, drehte er sich ein letztes Mal um. Erstaunt stellte er fest, dass das Kaninchen ihm folgte.

»Husch!«, forderte er es auf.

Das Tier legte den Kopf schräg, bevor es zielstrebig an ihm vorbei hoppelte.

Levi war davon ausgegangen, dass das Nagetier das Interesse an ihm verloren hatte. Tatsächlich schaute es sich nicht nach ihm um. Allerdings musste er überrascht feststellen, dass es sich genau in Richtung des Hofes bewegte. Zuerst folgte es dem Pfad, bog zweimal ab und hielt dann direkt auf den Bauernhof zu.

Vollends entgeistert beobachtete Levi schließlich, wie das Kaninchen vor dem Tor wartete. Kaum öffnete er das Gatter, hüpfte es hindurch. Direkt auf die Haustür zu, an die eben auch Margarete trat, die Arme voller Holzscheite.

Ohne ein Wort zu verlieren, ging Margarete in die Knie und betrachtete schweigend das wartende Tier. Der Saum ihres dicken

Kleides lag im Schnee, ihre grauen, halblangen Haare wehten im Wind und flatterten um ihr Gesicht. Für einen Moment glich sie der Inkarnation einer archaischen, wilden, nordischen Gottheit und Levi verspürte das unangenehme Gefühl, sie überhaupt nicht zu kennen.

»Oma?«

Fast augenblicklich stand Margarete auf und räusperte sich. »Hunger? Abendessen ist fertig.«

»Ja ... Sicher ...«

Die Hände vor dem Schoss gefaltet, bedachte sie ihren Enkel mit einem kurzen Nicken, bevor sie die Tür öffnete.

Das Kaninchen schlüpfte hindurch.

Entgegen Levis Erwartung ließ seine Oma es gewähren. Sie hatte längst wieder ihre alltägliche, undurchdringliche Miene aufgesetzt.

»Moment, ich scheuche es wieder hinaus«, bot er an und trat herbei.

»Nein«, hielt sie ihn zurück. »Das hier ist ihr Zuhause. Beziehungsweise: Das war es mal. Früher.«

Verwundert schaute Levi auf das Kaninchen, das ihn von innerhalb des Hauses geduldig anschaute. »Dann ist es uns mal entwischt? Ich tue es am besten zu den anderen in die Scheune.«

»Nein!« Margarete drehte sich mit Schwung um. In einem beherrschten Tonfall fuhr sie fort. »Nein ... Sie ist alt. Wir haben noch einen tragbaren Käfig in der Scheune. Hole ihn und stelle ihn in dein Zimmer.«

»In mein ...?« Doch Margarete war bereits im Haus verschwunden.

Mit dem alten Plastikkäfig sowie Stroh und Kaninchenfutter beladen, betrat Levi sein Zimmer im ersten Stock des alten Bauernhofes. Neben Bett und Schreibtisch gab es nur zwei größere Gegenstände in dem Raum: den Bücher- und den Kleiderschrank.

Und nun den Käfig.

Nach einer groben Reinigung der Tierbehausung unter Zuhilfenahme eines alten Lappens nahm Levi Stroh aus dem Jutesack.

»Komisches Tier!«, murmelte er. »Du folgst mir unaufgefordert und hoppelst sogar einfach die Treppe hinter mir herauf. Ich kann mich nicht an dich erinnern, aber Margarete scheint dich ja direkt erkannt zu haben. Und du anscheinend mich – zumindest legt das die Episode am Libellensee nahe.«

Levi verteilte die erste Handvoll Stroh im Käfig, als plötzlich der Kopf des Kaninchens über dem Rand der Plastikschiene erschien. Es ließ ein paar Strohhalme fallen, die anscheinend aus dem Jutesack hervorgezerrt worden waren.

Perplex schaute Levi auf das Kaninchen, das seinen Blick kurz erwiderte und dann mit zwei Hopsern zurück zum Jutesack eilte, wo es erneut Stroh einsammelte.

»Okay ...« Levi strich sich durch die Haare. Er ging einen Schritt zur Seite und sah seinem neuen Haustier zu, wie es langsam, aber sicher den Käfig mit Stroh füllte. Gerade wollte er eingreifen, da der Käfig ausreichend belegt war, da hielt das Kaninchen inne und schaute ihn abwartend an.

»Danke«, sagte er mit gerunzelter Stirn. Langsam ging er in die Knie und blickte dem Tier in die tiefbraunen Augen. »Bist du wirklich so schlau, oder bilde ich mir das nur ein?«

Das Kaninchen erwiderte seinen Blick, während es die rechte Pfote hob und – ohne die Augen von Levi zu nehmen – mit einer scharfen Klaue die neben sich stehende Futtertüte aufriss. Nach einer kurzen, fast schon dramatischen Pause drehte es sich um und fing an zu fressen.

Drehte Levi langsam durch? Oder träumte er vielleicht noch? War dieser ganze Tag nur ein einziger böser Traum? Das würde einiges erklären!

Kurzentschlossen ging er zu seinem Bett und schlug mit dem Handrücken auf einen der Holzpfosten.

»Au!«, fluchte er leise. Die Schmerzen waren real.

Er schüttelte den Kopf. Vielleicht hatte er einfach nur einen zu niedrigen Blutdruck oder halluzinierte? Sollte er doch, wie den Wellkannte versprochen, seine Oma um eine Untersuchung bitten?

Das Telefon klingelte. Nach zweimaligem Läuten nahm Margarete ab. Statt ins Erdgeschoss, ging Levi zurück zum Käfig. Er setzte das Gitter auf die Plastikschiene – damit war die entriegelte Luke die einzige verbleibende Öffnung – und setzte sich neben das Kaninchen auf den Boden.

Es hörte zu fressen auf und schaute ihn abwartend an.

Ihn beschlich das Gefühl, etwas sagen zu müssen. Als ob das Tier Unterhaltung erwartete.

»Wie sollen wir dich denn nennen?«

Zuckte das Tier etwa mit den Schultern? Levi konnte schwören, dass dies der Fall gewesen war!

»Nennen wir dich Blanche«, schlug er vor. »Nach dem französischen Wort für *weiß*.«

Dieses Mal war sich Levi sicher: Das Tier hatte genickt! Anschließend sprang es in den Käfig, streckte den Kopf heraus und zog die Gittertür mit der Schnauze zu.

»Dich hat jemand wirklich super abgerichtet!«, staunte Levi. »Fehlt bloß noch, dass du reden kannst.«

Blanche zögerte keinen Moment. Kurzenschlossen drückte sie die Gittertür wieder auf, hoppelte zum Schreibtisch und über den Stuhl auf ihn hinauf. Dort knabberte sie an einem Bleistift, bis sie ihn im Maul hielt, um ihn anschließend über einen Briefumschlag zu führen. Verunsichert trat Levi herbei und sah ihr über die Schulter.

Ihm fiel die Kinnlade herunter.

Das Kaninchen schrieb!

In ungleichmäßigen, aber lesbaren Buchstaben vollendete sie ihren Satz:

*Meine Mundmuskulatur
lässt Sprechen nicht zu.*

Levi schloss die Augen und atmete tief ein und aus. Das war bestimmt nur eine Einbildung! Blanche konnte nicht wirklich *schreiben*, auf gar keinen Fall wie ein Mensch *denken*! Unmöglich!

Wie er die Augen öffnete, hatte Blanche einen Radiergummi in der Schnauze und versuchte fleißig, die geschriebenen Worte auszuradieren. Konzentriert und mit angewinkeltem Kopf hielt sie den Briefumschlag mit der linken Pfote fixiert.

Mit einem Stöhnen legte Levi sich auf sein Bett. »Ich werde wirklich verrückt!«, murmelte er beunruhigt. Eine Minute verging, in der er sich keinen Millimeter bewegte. Bestimmt würde er gleich die Augen öffnen, und alles wäre wie früher. Normal.

Die Treppe quietschte. Dann vernahm Levi lauter werdende Schritte auf dem alten Dielenfußboden des Ganges und ein Klopfen an der Tür. Margarete trat ein.

Sich auf die Ellenbogen lehnd, sah Levi seine Oma an, bevor seine Augen Blanche suchten. Sie befand sich im Käfig. Wie ein normales Kaninchen lag sie mit halb geschlossenen Augen im Stroh.

Margarete ging auf ihren Enkel zu, Sorge zeigte sich in ihrem Gesicht. »Susanne hat gerade angerufen«, informierte sie ihn. Mit ihrer

ehemaligen Praxis-Assistentin verband sie immer noch eine gewisse Freundschaft. »Zwei Leute sind heute in unserem Dorf gestorben.«

Ruckartig setzte Levi sich auf. »Wer? Ich meine: Von einem weiß ich. In der Hauptstraße.«

»Das war Herr Brauer. Außerdem ist Frau Finzling heute von uns gegangen. Keine Stunde später. In ihrem Haus. In diesem Neubaugebiet. Du weißt schon, direkt am Wald.« Margarete fasste Levi bei der Hand – für sie eher ungewöhnlich. »Kanntest du sie?«

Langsam schüttelte er den Kopf. Er war ihnen hin und wieder begegnet, näher kennen tat er sie allerdings nicht.

Forschend schienen Margaretes Augen in seiner Miene nach Hinweisen zu suchen. Doch nach Hinweisen für was?

»Ich war bei Marius, als Herr Brauer starb. Weißt du, woran?«

Ihr Blick verhärtete sich und er wich unwillkürlich ein wenig zurück. Ihre ausgeprägten Wangenknochen und die niedrige Stirn verliehen ihr einen Augenblick lang Ähnlichkeit mit einer Katze.

»Nein«, erwiderte sie dann. »Bei Marius, sagst du? Ist dir denn irgendetwas aufgefallen?«

»Ich war drin, Herr Brauer draußen.« Er zögerte kurz, entschied sich dann, es vorerst dabei zu belassen. Nach wie vor war er sich nicht sicher, ob er seinen Sinnen und Erinnerungen trauen konnte. Sichtbare Schallwellen und schreibende Kaninchen? Darüber schlief er am besten erst mal eine Nacht!

»Hm.« Ihr Griff lockerte sich, sie stand auf und strich ihr Kleid glatt. Ihr Blick fiel auf den Käfig. »Hat sie schon einen Namen?«

»Hatte sie denn früher einen? Bevor sie ausgebüxt ist?«

Seine Oma hob die Augenbraue, offensichtlich ungehalten darüber, dass er ihre Frage nicht beantwortet hatte. Schnell holte er dies nach – im Winzler-Haushalt gab es eine klare Hierarchie:

»Blanche.«

Margarete nickte, ihr Gesichtsausdruck unlesbar. Sie ging ohne ein weiteres Wort.

Die Nacht war wenig erholsam. Gefühlt ununterbrochen warf Levi sich hin und her. Die überaus merkwürdigen Ereignisse des Tages wollten ihm einfach nicht aus dem Kopf.

Blanche schien sein Schicksal nicht zu teilen: Sie schlief seelenruhig in ihrem Käfig.

Wie gerädert stand Levi um sechs Uhr auf. Noch lag alles in tiefster Dunkelheit. Auf dem Weg zur Toilette trat er fast auf Blanche, die mitten im Zimmer saß. Schnell schaltete er das Licht ein.

Das Kaninchen legte den Kopf schräg, den Blick auf ihn gerichtet.

»Guten Morgen«, sagte er leise, in der Hoffnung, es gäbe keine direkte Reaktion. Nichts, was als eine Antwort auf seine Begrüßung gewertet werden konnte.

Blanche nickte.

»Okay ...« Levi atmete tief ein. »Anscheinend verstehst du mich immer noch.«

Sein frischgebackenes Haustier nickte erneut, um direkt darauf zur Wand zu schauen.

Levi folgte ihrem Blick »Das ist eine Luftaufnahme von Kilkenny«, erklärte er. »Eine kleine Stadt in Irland, südwestlich von Dublin.« Er setzte sich auf den Boden. Wie oft hatte er dieses Poster angeschaut, bewundert, studiert? Hundertmal? Tausendmal?

Mit der einen Hand kraulte er Blanche, mit der anderen zeigte er auf die blasse Abbildung. »Dort links oben ist das Schloss, daneben der Fluss Nore. Dann ein wenig tiefer gelegen das eigentliche Dorf, mit den berühmten High Street und St. Kieran Street.«

Blanche schaute ihn an.

»Ob ich schon mal da war?«

Blanche nickte ein drittes Mal – und erstaunlicherweise verunsicherte ihn das bereits deutlich weniger als noch vor wenigen Minuten.

»Nein. Ich war noch nie in Irland. Noch nie außerhalb von Deutschland. Margarete hat mich immer in ihrer Nähe gehalten. Wegen meiner ... Situation. Ich altere deutlich langsamer als andere Menschen. Umso weniger Menschen das mitbekommen, desto besser.« Er zeigte auf das Poster, um Blanchés Aufmerksamkeit erneut darauf zu richten. »Meine erste Reise – sollte ich denn mal zum Reisen kommen – wird genau dorthin gehen. Ohne zu wissen wieso, spukt mir dieses Städtchen bereits mein ganzes Leben lang im Kopf herum. Ich kenne den Namen und das Aussehen des Dorfes, seit ich denken kann.«

Er stand auf und gähnte. »Vielleicht ist es die lange Geschichte der Stadt, die mich so interessiert. Vielleicht habe ich aber auch nur als Kind mal eine Geschichte darüber gelesen.« Er lachte. »Mittlerweile dürfte ich jedes, je geschriebene Buch zur Stadthistorie verinnerlicht haben.«

Mit dem Finger fuhr Levi über die Rücken von fünf unterschiedlich dicken Büchern, welche die Geschichte Kilkennys erzählten.

»Vor allem im Mittelalter muss die Stadt faszinierend gewesen sein«, schwärmte er. »Keine Autos oder Mofas. Dafür Ritter und Hexen. Eine der bekanntesten Hexen – soweit man daran glauben mag«, relativierte er, »wohnte in Kilkenny. Sie hieß Alice Kyteler, und ...« Er schüttelte den Kopf. »Was rede ich hier eigentlich? Ich wollte nur kurz auf die Toilette. Stattdessen führe ich um sechs Uhr morgens Gespräche mit meinem Haustier!« Er pausierte kurz. »Meinem *schreibenden* Haustier. Meinem schreibenden Haustier, das darüber hinaus meine Oma zu kennen scheint. Ihr kennt euch doch?«

Die Bestätigung folgte prompt.

Levi nahm Bleistift und Papier vom Schreibtisch und legte beides neben Blanche ab.

»Erzählst du mir, woher?«

Sie machte keine Anstalten, eine schriftliche Antwort zu verfassen.

»Von früher?«

Ein Nicken.

»Und warum kannst du schreiben?«

Blanche drehte sich um und hoppelte zurück in ihren Käfig. Levis Meinung nach fast schon demonstrativ drehte sie ihm den Rücken zu und schloss die Augen.

»Unhöflich«, murmelte Levi. »Dann heben wir uns das Thema wohl für ein andermal auf ...«

Fünf Minuten später herrschte erneut Stille. Längst war Blanche wieder eingeschlafen. Ganz im Gegensatz zu Levi. Unruhig wälzte er sich erneut von der einen Seite auf die andere.

Erleichtert zog Levi sich seine Jacke über. Die letzten vier Stunden hatte er sich – seinem von seiner Oma erstellten Lehrplan folgend – zuerst mit orientalischer Geschichte und westlicher Medizin beschäftigt und anschließend verschiedene Sportübungen gemacht. Doch sein Kopf war heute woanders. In Gedanken hatte er Mal auf Mal die gestrigen Ereignisse durchgespielt. Beim Studium hatte er fast jeden Satz mehrmals lesen müssen. Minutenlang hatte er seinen Kugelschreiber betrachtet oder aus dem Fenster gestarrt. Selbstmotivation und Selbstdisziplin? Fehlanzeige. Trotz seines schlechten Gewissens – sein morgendliches Programm war seine

einzigste Verpflichtung –, fühlte er sich nach dem Mittagessen richtiggehend befreit. Aufatmend öffnete er die Haustür.

»Einkauf?«, fragte Margarete, aus der Küche in den Flur tretend.

»Einkauf«, bestätigte Levi. Obwohl der Hof einige Nahrungsmittel abwarf, fiel Levi die Besorgung des weiteren Haushaltsbedarfs zu.

»Ich komme mit ins Dorf«, informierte sie ihn mehr, als dass sie ihn fragte. »Muss kurz bei Susanne vorbei.«

Schweigend traten sie vor die Tür. Über Nacht hatte es kaum Neuschnee gegeben, und die gestern noch ebenmäßig weißen Fußgängerwege waren heute matschig und grau.

»Blanche ist ziemlich besonders«, wagte Levi sich vor.

»Hm.« Ungeduldig durchsuchte Margarete die Taschen ihres schweren Mantels nach irgendeinem verlegten Gegenstand.

»Ziemlich intelligent.«

»Hm.«

»Sie versteht, was ich ihr sage.« Er zögerte kurz. »Also ... Fast wie ein Mensch.«

»Kaninchen, Mensch, ... Wir sind alle Säugetiere.«

»Nur, dass wir ein paar mehr Furchen im Neocortex haben«, gab er zu bedenken.

Ungehalten sah sie ihn an. »Was möchtest du mir denn sagen?«

»Nichts«, ruderte er zurück. »Ich wundere mich nur, warum sie so intelligent ist. Quasi der Einstein unter den Kaninchen.«

»Besser als der Stalin unter den Nagetieren.« Damit schien das Thema für sie abgeschlossen. »Aldi?«

»Rewe.«

»Hm.«

Wie sie sich dem Stadtzentrum näherten, nahm die Anzahl Fußgänger zu. Hin und wieder grüßte Levi Bekannte; Oma Margarete begnügte sich mit einem gelegentlichen Kopfnicken.

»Ich frage mich bloß, wie das sein kann«, startete er einen neuen Versuch. »Ein Kaninchen ...«

»Frau Doktorin!« Eine kleine, mollige Frau unterbrach Levi und kam auf die beiden zugeeilt.

»Nicht Anna Mühlheim!«, murmelte Levi.

Margarete bedachte ihn mit einem vorwurfsvollen Blick, um dann die Herbeikommende zu begrüßen: »Frau Mühlheim. Wie geht es Ihnen?«

»Gut, danke! Und selbst?« Die Frührentnerin wartete nicht auf eine Antwort. »Sagen Sie, Frau Doktorin, haben Sie von den Unfällen gestern gehört?«

Anna Mühlheim war ganz aufgeregt und Levi vermutete, dass sie sich insgeheim sogar ein bisschen über die Häufung an Todesfällen freute. *Endlich passiert mal etwas im ereignislosen Nichlo*, schienen ihre Augen förmlich schreien zu wollen.

Ein Kopfnicken Margaretes war die Antwort. Kurz schwiegen beide, und Frau Mühlheim erkannte, dass die Ärztin von sich aus keine Informationen preisgeben würde.

»Nun«, ergriff Frau Mühlheim wieder das Wort. »Heute Morgen habe ich gehört, dass die beiden an ... Wie nannte Susi das noch mal? Ach ja: zerstörte Herzen. Sie sollen an zerstörten Herzen gestorben sein!«

Margaretes Gesicht blieb neutral. »Es fanden bereits Autopsien statt? Das ist schnell.«

»Ungewöhnliche Umstände«, ereiferte sich Frau Mühlheim.

»Wenn Sie das sagen ...« Mit einem kurzen Nicken verabschiedete sich Margarete. Erfolglos.

»Wissen Sie, was das genau bedeutet?«, hakte Frau Mühlheim aufgeregt nach. »Zerstörte Herzen?«

»Dieser Befund ist mir fremd.«

»Ich kenne natürlich nicht den richtigen medizinischen Begriff«, ruderte Frau Mühlheim zurück. »Aber man munkelt, die Herzen der beiden seien richtiggehend zerrissen gewesen. Zerfetzt!«

Stumm standen die beiden Frauen sich gegenüber, während um sie herum das Leben seinen gewohnten Gang ging.

»Wissen Sie denn gar nichts darüber?«, hakte Frau Mühlheim nach. »Wie so etwas passieren kann? Wir machen uns alle Sorgen, wissen Sie? Immerhin ist es sehr komisch, dass an einem Tag zwei Menschen an so einer Sache sterben. Da muss man fast mit einer Epidemie rechnen! Einer Krankheit!«

Bei diesen Worten bedachte sie Levi mit einem kurzen Blick, und er brauchte einen Moment, bis er die implizierte Anschuldigung verstanden hatte. Gerade wollte er sich verteidigen, da kam ihm seine Oma zuvor. In ihrem ansonsten beherrschten Gesicht funkelten die Augen gefährlich. Die Worte wurden etwas zu langsam und sehr präzise ausgesprochen.

»Frau Mühlheim.« Eine kurze Pause, um die Wirkung zu steigern. »Ich habe Ihnen anlässlich Ihrer unangemessenen Neugierde bereits mehrfach erklärt, dass Levis Genanomalie nicht ansteckend ist. Es wäre schön, wenn Sie solch hanebüchenen Theorien nicht weiterverbreiten würden. Ich wünsche einen schönen Tag!«

Damit ließ Margarete die verdatterte Frau stehen.

»Nicht schlecht!«, flüsterte Levi beeindruckt, als er seine Großmutter eingeholt hatte.

»Diese dumme ...«, begann Margarete, fing sich jedoch rechtzeitig. »Egal«, entschied sie. Damit war das Thema für sie beendet.

»Weißt du wirklich nicht, was das mit den zerrissenen Herzen zu bedeuten hat?«, fragte Levi neugierig.

Margarete brauste erneut auf. »So ein Schwachsinn!« Ausführlicher äußerte sie sich nicht. Sie sprachen kein weiteres Wort. Sogar als sich kurz darauf ihre Wege trennten, nickte sie Levi bloß zu.

Auf dem Weg zum Supermarkt war Levi sich seiner Umgebung äußerst bewusst. Trotz der vielen Menschen – oder gerade deswegen? – war ihm ein wenig mulmig zumute. Die gestrigen Erlebnisse schienen zwar unwirklich und weit entfernt, doch er wusste, dass dies Wunschdenken war. Zwei Personen waren plötzlich und ohne vorherige Symptome gestorben, und das war dem Dorfleben anzumerken. Die Leute hatten ernste Gesichter, wobei sie ihre fehlplatzierte Aufregung nicht gänzlich zu verbergen wussten.

Levi besorgte zuallererst eine Zaubertafel: ein Kinderspielzeug, aus einem Rahmen mit einer eingelegten Plastikfolie bestehend. Mithilfe des beigefügten Stiftes ließ sich auf der Folie schreiben. Anschließend konnten die Worte mittels einer Mechanik gelöscht werden. Ein Geschenk für Blanche. Damit würde sie kein Papier mehr benötigen, wenn sie ihm etwas mitteilen wollte – beziehungsweise wenn sie ihm auf seine Fragen antwortete.

Nun, an der Kasse im Supermarkt stehend, betrachtete Levi neugierig die anderen Wartenden, als die gestern von ihm ausgesprochenen Worte erneut unaufgefordert aus dem Strudel an Gedanken auftauchten: *Zamran Hami*. Die beiden Worte, die unerwartet die rätselhaften Schallwellen produziert hatten. Levi konnte sich nicht erklären, warum sie plötzlich wieder da waren. Aber ein starkes, fast unwiderstehliches Verlangen packte ihn: Er wollte die Worte aussprechen!

Schließlich gab er dem inneren Drang mit einem Flüstern nach, noch während er die letzten Einkäufe auf das Band legte:

»ZAMRAN HAMI!«

Fasziniert beobachtete Levi die sich ausbreitenden Wellen und das Aufflammen von Lichtpunkten in den wartenden Menschen. Dennoch schienen sie keine Notiz von ihm zu nehmen.

Dann verschwand seine Begeisterung. Auch dieses Mal leuchteten nicht alle Menschen auf! Ein einzelnes Pärchen bildete die Ausnahme – und es stellte augenblicklich sein Gespräch ein. Der Mann und die Frau standen zwei Kassen entfernt zu seiner Rechten in der Schlange. Beide schauten ihn unverwandt an.

»Benandant!«, rief die Frau ihm auffordernd zu.

Köpfe wandten sich Levi zu, verwirrte Blicke der anderen Einkäufer trafen ihn.

Mit hochrotem Gesicht und Beinen, die der Konsistenz von Wackelpudding entsprachen, zahlte er, raffte die Einkäufe zusammen und verließ hastig den Supermarkt.

Kapitel 3: Benandant

»Geht es dir besser?« Auf den ersten Blick hatte sich seit gestern an der Szene nichts geändert. Marius saß hinter dem Schreibtisch und sah seinem Besucher abwartend entgegen.

Ein Levi vertrauter Anblick – er konnte spüren, wie sein Puls sich beruhigte. Auf dem Weg hierher hatte er verunsichert alle paar Schritte einen Blick über die Schulter geworfen. Das Pärchen aus dem Supermarkt hatte er jedoch nicht mehr gesehen.

»Ja, alles in Ordnung, danke der Nachfrage.«

Einen Moment lang schauten die beiden sich abschätzend an.

»Ich wollte etwas nachschlagen.«

Marius' Antwort bestand aus dem Heben der linken Augenbraue.

Dies als eine Aufforderung wertend, stellte Levi seine Frage: »Weißt du, was der Begriff *Benandant* bedeutet?«

Nach einem kurzen Zögern stand Marius auf, um am Schreibtisch vorbeizugehen und zielsicher ein altes Buch aus einem vollgestopften Bücherregal zu ziehen. Zurück am Schreibtisch schlug er das Buch auf und drehte es Levi zu. Dem Anschein nach handelte es sich um ein Lexikon.

Levi las die Zeilen leise vor: *»Benandant, Benandanti: Die Wohlfahrenden oder Gut-tuer. 1275– Mitte 17. Jhd. Ursprung in Friaul, Nordost-Italien. Sie verdienen ihren Unterhalt als Hexenjäger. Berichten zufolge verfielen sie viermal pro Jahr in Trance, währenddessen ihre Seele den Körper verließ, um gegen die Hexen anzutreten. Die Benandanti bezeichneten sich als gute Hexen und waren in aller Regel gläubig (Christentum). Bei Geburt sollen sie einen Teil der Fruchtblase als Haube auf dem Kopf getragen haben.«*

Verwirrt hob Levi den Blick. »Hexenjäger?«

»Wenn es so geschrieben steht«, erwiderte der Antiquar lapidar.

Unzufrieden mit dieser Antwort ließ Levi seinen Blick demonstrativ auf Marius ruhen, bis dieser schließlich nachgab.

»Die Terminologie *Hexenjäger* ist historisch gesehen recht breit auslegbar. Nicht zuletzt kann man sich sogar über den Zeitraum streiten, in dem die Benandanti existiert haben sollen. Vieles ist bis heute sagenumwoben.«

»Du kennst dich offensichtlich gut bei dem Thema aus«, stellte Levi fest.

»Das ist mein Job. Seltene, historische, teilweise sogar okkulte Bücher sind bekanntermaßen mein Spezialgebiet.«

»Historisch«, wiederholte Levi, während er das Buch zurückstellte und wieder an den Schreibtisch trat. »Veraltet. Das Wort Hexenjäger ist heutzutage nun wirklich nicht mehr relevant. Weshalb sollte jemand einen anderen Menschen so nennen?«

»Jemand hat dich so genannt?«, kombinierte Marius. »Wann?«

»Vorhin. Im Supermarkt.«

»Und dann?«

»Nichts. Ich bin gegangen.«

»Gut. Erzähle das bitte deiner Oma.« Sein Blick gewann an Schärfe.

»Was hat sie eigentlich zu deiner Episode gestern gesagt?«

»Nun ...«

»Du hast noch nicht mit ihr dazu gesprochen, oder?«, erriet der Antiquar richtig. »Zu deinem Zusammenbruch hier in meinem Geschäft?«

Peinlich berührt verneinte Levi. »Nicht wirklich. Der Tag war gestern zu chaotisch. Wobei ...«

»Und der heutige?«, unterbrach ihn Marius. »Ist der heutige Tag auch zu chaotisch?«

»Ich erzähle ihr davon. Versprochen.«

Ein Seufzer entglitt dem alten Mann. »Am besten sofort. So schnell wie möglich.«

»In Ordnung.«

»Gut.«

Levi zögerte. »Hat der Vorfall gestern denn etwas mit diesem Begriff zu tun? Mit diesen Benandanti?«

»Wer weiß das schon?«, war die ausweichende Antwort, für die Marius nicht mal den Kopf hob. Er hatte sich bereits wieder über ein Buch gebeugt. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass das Gespräch aus seiner Sicht beendet war.

»Anscheinend du«, erwiderte Levi – und wunderte sich über die für seine Verhältnisse recht konfrontative Antwort.

»Einen schönen Tag noch«, kam die unterkühlte Replik.

»Ich ...«

»Deine Oma«, unterbrach Marius ihn, ohne aufzusehen. »Sie ist bezüglich solcher Dinge viel besser informiert als ich. Es obliegt ihr, dich dazu abzuholen. Wie gesagt: Noch einen schönen Tag, Levi!«

Wütend auf Marius und wütend auf sich selbst, verließ Levi das Antiquariat. Gefühlt hatte Marius ihn wie einen aufmüpfigen Teenager

gemaßregelt. Trotz seiner fast vierundsechzig Lebensjahre. Warum ließ Levi das mit sich machen?

Die Antwort war einfach und frustrierend zugleich: Weil er in einem Zwiespalt lebte. Nicht nur seine Mitmenschen behandelten ihn oft wie einen Minderjährigen – auch er selbst war gefühlt in diesem Korsett gefangen. Obwohl er über sechs Jahrzehnte auf dem Buckel hatte, war er in mancher Hinsicht tatsächlich ein Jugendlicher. Er war noch in der Pubertät. Hormone beeinträchtigten sein Denken. Sein Gehirn unterlag einem grundlegenden Umbau, der bei *tatsächlichen* Teenagern nur allzu oft zu irrationalen und sogar gefährlichen Eskapaden führte. Da mochte er noch so viel Lebenserfahrung haben: Die Biologie und das Verhalten ihm gegenüber prägten die Eigenwahrnehmung zu einem erheblichen Maße mit.

Eigentlich hatte Levi seinen Eltern heute bloß eine kurze Aufwartung machen wollen, um möglichst schnell Margarete aufzusuchen. Beim Erreichen des Libellensees tat ihm die Ruhe allerdings derart gut, dass er eine kurze Pause einlegte. Nachdenklich saß er auf der Holzbank am Ufer. Er lehnte sich vor, stützte sich mit dem linken Unterarm auf den Beinen ab und starrte mit leerem Blick geradeaus. Mit dem Stock in seiner rechten Hand wischte er gedankenverloren durch den Schnee.

Was hatte das alles zu bedeuten? Was bedeuteten die merkwürdigen Wortabfolgen? *Quasb Monons*, beziehungsweise *Zamran Hami*.

»Benandant!«

Die raue Stimme ließ Levi von der Bank hochschnellen. Neben ihm stand der Mann aus dem Supermarkt. In seiner weiten Jeans und der roten Winterjacke hätte Levi ihn eigentlich kommen sehen müssen. Auch seine weiße Mütze hob sich klar gegen das Braun und Schwarz des blätterlosen Geästs ab. Dennoch war der Mann wie aus dem Nichts aufgetaucht.

Tiefblaue Augen musterten ihn aus einem noch jungen Gesicht. Die Wangenknochen traten relativ stark hervor, der Dreitagebart ließ das eher kantige Gesicht kaum weicher erscheinen. Er atmete tief ein und richtete dabei seinen hochgewachsenen Körper auf. Anschließend zeigte er auf den Schnee vor Levis Füßen. »Woher kennst du diese Worte?«

Levi folgte dem Fingerzeig mit den Augen und erblickte zu seiner Überraschung zwei verschlungene Zeichen. Gedankenverloren hatte er die Formen mit dem Stock in den Schnee gezeichnet. Und obwohl er sie noch nie gesehen hatte, wusste er, was sie bedeuteten: Die Zeichen waren die schriftlichen Entsprechungen der Worte *Quasb Monons*.

Verwirrt murmelte er: »Keine Ahnung.«

Der Gesichtsausdruck des Mannes verhärtete sich weiter. Seine Worte sprach er langsam und betont aus: »Wir sind uns zuvor noch nicht begegnet, daher gebe ich dir eine zweite Chance: Woher kennst du diese Zeichen? Sie sind verboten!«

Levi war in seinem Leben noch nie bedroht worden, und die wenigen Worte des Mannes verfehlten ihre Wirkung deshalb nicht. Aufkeimende Furcht verengte seine Brust. Was sollte er sagen? Er hatte nicht gelogen, als er meinte, dass er das Wissen um die Zeichen nicht zuordnen konnte.

»Ich weiß es nicht. Ich kenne die Symbole, aber ich weiß nicht woher.«

Ein dünnes Lächeln umspielte die Lippen des Mannes. »Natürlich, ich verstehe.«

Das Lächeln verschwand, und langsam, fast freundschaftlich fasste der Mann Levi an die Schulter. Nicht brutal, bloß ausreichend kraftvoll, dass Levi ihm nicht ohne Weiteres entkommen konnte. Trotzdem durchzuckten ihn Schmerzen. Sie breiteten sich von der Schulter ausgehend wie ein reißennder Fluss in seinem ganzen Körper aus. Als ob jemand jedes einzelne seiner Organe in die Hand nahm und langsam zerquetschte. Levi konnte weder denken noch handeln. Die Krämpfe hatten ihn vollkommen in ihrer Gewalt. Er wollte sich gleichzeitig übergeben und aufschreien. Hinter dem Schleier aus Schmerz merkte er, wie ihm langsam das Bewusstsein entglitt.

Dann wich der Schmerz.

Von der einen Sekunde auf die andere war alles vorbei. Levi saß auf den Knien im Schnee. Ein Zittern durchlief ihn. Wie sein Richter stand der Mann vor ihm, die Hände verschränkt.

»Erinnerst du dich nun?«

Levi wischte sich ein paar Tränen von den Wangen. Die Schmerzen waren fort, aber die Angst behielt ihn weiterhin im Griff.

»Nein ... Ich weiß es wirklich nicht!«

Der Mann hob die Schultern. »Bitte, wie du meinst. Wiederholen wir die Prozedur. Ich habe Zeit.«

Erneut streckte er seine Hand aus, doch dieses Mal wusste Levi, was auf ihn zukam. Blitzartig ließ er sich nach hinten fallen. Das jahrzehntelange Kampfsport-Training zahlte sich in diesem Moment zum ersten Mal vollends aus. Ein automatisch erfolgreicher Fußtritt wehrte fast zeitgleich die nach ihm greifende Hand ab. Bei der kurzen Berührung des Mannes durchzuckte ihn jedoch wieder gleißender Schmerz. Diese Ablenkung reichte bereits aus, damit der Mann ihn wieder fest an der Schulter packen konnte.

Levi bekam keine Luft mehr. *Gigipah* schoss ihm ein neuer Begriff durch den Kopf. Panik erfasste seinen Körper, während er die Augen aufriß. Dieses Mal waren es keine Schmerzen, die ihn Furcht verspüren ließen. Vielmehr war es die Unfähigkeit sich zu bewegen, während er langsam erstickte. Seine Lunge schien in sich zusammen zu fallen, kein Hauch Luft hatte mehr in ihr Platz.

Mir!

Er wusste nicht, woher das Wort kam, oder was es bedeutete. Aber er wollte es aussprechen, es dem Mann entgegen schleudern. Nur wie? Seine Muskeln – inklusive seiner Zunge – gehorchten ihm nicht länger. Und trotzdem spürte er, wie der Befehl in Richtung seines Peinigers strebte. Durch seine eigene Schulter hinauf zu der Hand des Mannes – und Levis Krämpfe verschwanden schlagartig.

Dann ging alles sehr schnell.

Während der Mann unter Schmerzen zu Boden ging, und Levi wieder atmen konnte, ging er bereits zum nächsten Schritt über. Levi verschwendete keinen Gedanken mehr daran, woher er das benötigte Wissen hatte, sondern sprang auf und schleuderte dem Mann ein weiteres Wort entgegen.

»OOAIN!«

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich und seine Lippen pressten »Paul Hoffmann!« hervor.

»PAUL HOFFMANN, OXEX!«, befahl Levi.

Der Körper des Mannes versteifte sich wie unter Todesqualen. Dann öffnete sich sein Mund und schwarzer Rauch quoll zwischen blassen Lippen hervor. Unnatürlich schnell gewann das turbulente Gebilde an Höhe, bis es durch den Wind abgefangen und fortgetragen wurde.

Reglos lag Paul am Boden.

Instinktiv begriff Levi, dass Paul noch lebte – und doch jede Gefahr, die von ihm ausgegangen sein mochte, nun gewichen war. Erschöpft setzte er sich auf die Bank.

Woher hatte er gewusst, was zu tun war? Offensichtlich war *Ooain* ein Wort, das Paul gezwungen hatte, seinen Namen preiszugeben. Dagegen hatte das Wort *Oxex* den Rauch hervorquellen lassen. Doch worum handelte es sich dabei? Um eine Manifestation dessen, was sich in Pauls Körper eingestrichelt hatte?

Und woher kannte Levi diese Worte? Woher hatte er gewusst, dass er Pauls Namen brauchte, um die Gefahr zu bannen? Was für eine Sprache war das überhaupt, bei der man die Worte in Form von Schwingungen sehen konnte? Und wie konnte es sein, dass er offensichtlich nicht mal den Mund aufzumachen brauchte, um die Wirkung der Worte herbeizuführen?

Levi stützte den Kopf in die Hände und versuchte einen Moment lang an gar nichts zu denken.

Paul bewegte sich.

Ohne eine Spur von Furcht streckte Levi dem Mann eine helfende Hand entgegen. Noch vor wenigen Minuten hatte diese Person ihm unerträgliche Schmerzen zugefügt, aber Levi wusste instinktiv: Paul konnte nichts dafür.

Nachdem er aufgestanden war, schaute Paul verwirrt um sich. Er sah jünger aus. Unschuldiger. »Danke. Ich ... Ich bin anscheinend ohnmächtig geworden. Habe ich schon lange hier gelegen?«

Levi verneinte.

»Gut!« Der Mann nickte erleichtert. »Ab und zu verliere ich die Kontrolle über mich.« Peinlich berührt rang er einen Moment mit sich, bis er zu der Überzeugung zu gelangen schien, dass sein Gegenüber Aufrichtigkeit verdiente: »Ich leide unter einer schwachen Form der Schizophrenie, da überkommt es mich hin und wieder.« Angesichts Levis vermutetem Alter meinte Paul anscheinend, den Begriff erläutern zu müssen. »Das ist eine psychische Anomalie, bei der ein Körper mehrere Persönlichkeiten in sich vereint. Je nach Gemütslage übernimmt jeweils ein anderer Charakter.«

Paul atmete tief ein und drehte den Kopf, um die Nackenmuskulatur aufzulockern. »Ich habe zwar keinen blassen Schimmer, wie ich hierhergekommen bin, aber eines weiß ich: Seit Jahren habe ich mich nicht so frei gefühlt!« Voller Energie sah er um sich. »Die Stadt ist da lang?«

Levi nickte, woraufhin Paul ihm die Hand hinhielt. »Ich mache mich auf die Socken! Danke, dass du auf mich Acht gegeben hast.«

»Klar«, erwiderte Levi. »Gerne.« Er blickte dem Mann hinterher, bis dieser durch die Bäume kaum noch zu sehen war. Dann machte auch er sich auf den Weg.

Zu Hause angekommen, schlug ihm ein Durcheinander an Gerüchen entgegen. Offensichtlich war Margarete in der Küche zugange. Beim Betreten der Küche fand er sie jedoch nicht vor. Mehrere Kochtöpfe köchelten auf kleinster Flamme herren- beziehungsweise frauenlos vor sich hin. Ein Blick in das Wohnzimmer war ebenfalls nicht von Erfolg gekrönt. Der Ruf in das Bauernhaus hinein verhallte, ohne eine Antwort zu provozieren.

Anscheinend war seine Oma erneut unterwegs.

Über die unerwartete Abwesenheit Margaretes nachgrübelnd, räumte Levi in dem kaum noch vorhandenen Tageslicht die Einkäufe weg. Dann stieg er die Treppe hinauf, um in seinem Zimmer Blanche ihr Geschenk zu überreichen. Dabei stellte er verärgert fest, dass er den Plastikstift zum Schreibbrett verloren hatte. Das Kaninchen nutzte daraufhin kurzerhand die Krallen ihrer linken Pfote und schrieb *Danke* auf die Tafel.

»Ach, du kommunizierst wieder mit mir?«, fragte Levi in einer Mischung aus Scherz und Vorwurf. »Dann magst du mir vielleicht endlich erklären, warum du schreiben kannst? Und woher du Margarete kennst?«

Nein, danke.

Kaum hatte Blanche die Worte aufgeschrieben, sah sie ihn treuherzig an. Levi konnte nicht anders, als angesichts der höflichen Absage zu lachen.

»Und warum nicht?«

Das obliegt Margarete.

»Anscheinend ist meine Oma allwissend«, murmelte Levi. »Marius hat sich heute ebenfalls geweigert, mir meine Fragen zu beantworten, und auf Margarete verwiesen.«

Höchste Zeit.

»Eher höchste Zeit für ein wenig proaktive Kommunikation ihrerseits!«, erwiderte er pampig.

Alles zum richtigen Zeitpunkt.

»Der war allerspätestens nach den gestrigen Ereignissen. Dann wäre der heutige Tag vielleicht anders verlaufen!«

Was ist denn passiert?

Möglichst sachlich schilderte er Blanche die Ereignisse im Supermarkt und anschließend am Libellensee. Geduldig hörte sie zu. Nach dem Ende seiner Ausführungen schrieb sie:

*Du solltest hier im Hof auf
Margarete warten.
Bis dahin keine
Waldspaziergänge mehr.*

»Weißt du, wo sie hingegangen ist? Vielleicht sollte ich mich mal um das Essen ...« Er brach ab, da das Scheppern der Haustür durch das Treppenhaus hallte. Mit Blanche im Schlepptau kehrte er ins Erdgeschoss zurück, dabei einige Treppenstufen überspringend.

In der Küche hatte Margarete es bereits an die Kochplatte geschafft. Sie rührte in einem Topf, während sie die Gaszufuhr unter einem anderen erhöhte.

»Was gibt es Neues?«, fragte sie, ohne sich nach Levi umzuschauen.

»Einiges«, seufzte er, setzte sich an den Küchentisch und stützte den Kopf ab. Nach wie vor sah Levi nur die Rückseite seiner Großmutter. Sie überprüfte alle Bestandteile des werdenden Abendessens, bis sie auf seine Antwort reagierte:

»Dann wird es Zeit, dass wir darüber reden.«

Sie marschierte in das Wohnzimmer. Er folgte, ohne auf eine Aufforderung zu warten. Blanche hoppelte hinterher. Dort angekommen, zeigte Margarete auf die Sitzbank des alten Steinofens. Seit vielen Jahren war dies Levis Lieblingsplatz. Normalerweise setzte seine Oma sich auf die Couch, nur zwei Meter entfernt, doch heute zog

sie sich einen Stuhl vom Holztisch heran. »Leg los. Bitte die detaillierte Version.«

Die von feinen, aber tiefen Falten umrahmten Augen schienen in sein Innerstes zu schauen. Obwohl seine Großmutter öfters recht rabiat im Umgang war, spürte er, dass dieses Mal mehr dahintersteckte.

In wenigen knappen Sätzen berichtete Levi ihr von den Geschehnissen der letzten beiden Tage. Dabei ließ er nicht unerwähnt, dass er die Hintergründe nicht kannte. Und anscheinend niemand sie ihm erklären wollte.

Nachdem er seine Erzählungen zu Ende gebracht hatte, legte sich Stille über das Wohnzimmer. Margaretes Blick war unscharf. Sie schien zu überlegen. Levi wusste, dass seine Oma sich über kurz oder lang zu seiner Geschichte äußern würde – sie hatte die Eigenart, ihre Gesprächspartner über gewisse Zeitspannen einfach zu ignorieren, bis sie ihre Gedanken sauber geordnet hatte. Eine Angewohnheit, die immer wieder zu Missverständnissen führte, wenn die zweite Person sich dazu verleiten ließ, das unangenehme Schweigen zu durchbrechen. Margarete fiel dem Gesprächspartner dann einfach ungeniert ins Wort und übersah jeglichen irritierten Blick.

»Ich sehe kurz nach dem Abendessen«, sagte sie schließlich.

»Nicht dein Ernst!«

Ihn traf ein harter Blick. Sogar Blanche, die neben ihm auf der Ofenbank saß, sah ihn vorwurfsvoll an.

»Ich meine nur ...« Er rang mit sich selbst. Offener Widerspruch kam bei seiner Großmutter überhaupt nicht gut an. »Es fühlt sich so an, als ob auch du mir nichts erklären möchtest.«

»Das werde ich.«

»Wann?«

»Sobald ich uns zwei Teller geholt habe.« Damit verließ sie das Wohnzimmer.

Es kam höchst selten vor, dass sie nicht in der Küche aßen. Eigentlich nur, wenn sie Besuch hatten. Levis Blick schweifte durch das Zimmer, vorbei an den Fenstern mit den noch geöffneten Fensterläden, vorbei an den Bücherregalen, die in die Holzwände eingebaut worden waren. Gerade überlegte er angesichts eines langsam abkühlenden Zimmers, ob er neue Scheite auflegen sollte, als Margarete zurückkehrte und ein Tablett mit zwei Tellern und zwei Wassergläsern auf dem Tisch abstellte. Er setzte sich zu ihr – Blanche hüpfte auf einen dritten Stuhl – und sah zu, wie sie aß. Seinen Teller rührte er vorerst nicht an.

Margarete merkte, dass er wohl darauf wartete, dass sie ihr Versprechen einlöste.

»Nun gut«, gab sie nach und legte nach zwei Bissen Messer und Gabel hin. »Ich erzähle. Du isst.«

Sofort griff er nach seinem Besteck und spitzte die Ohren.

Direkt die erste Aussage Margaretes überraschte ihn:

»Ich muss mich bei dir entschuldigen.«

Auf einmal waren die Rollen vertauscht. Nicht er musste sich rechtfertigen, sondern sie. Eine solche Wendung hatte er nicht erwartet.

Mit sichtbarer Überwindung fuhr sie fort: »Unser langsamer Alterungsprozess?«

Er hob die Augenbraue.

»Von dem ich immer gesagt habe, dass ich nicht weiß, woher der stammt?«

»Ach: der!«, erwiderte er gespielt überrascht und stieß dann genervt die Luft aus. »Wirklich, Oma? Ja, klar weiß ich, welcher Alterungsprozess!«

»Ich habe dich angelogen. Die Hintergründe dazu kenne ich seit über dreihundert Jahren.«

Er brauchte einen Augenblick, diese Aussage zu verarbeiten.

»Daraus ergeben sich direkt mehrere Fragen. Warum hast du mir den Grund verheimlicht? Und natürlich: Worauf ist der fehlerhafte Alterungsprozess zurückzuführen?«

Entschieden schüttelte Margarete den Kopf. »Das Wichtigste zuerst: Nichts daran ist fehlerhaft! Alles ist so, wie es sein sollte. Du musst dich genauso entwickeln, wie du es tust. Normal.«

Levi konnte nicht anders: Er reagierte gereizt. »Normal? Das nennst du normal?«

Sie seufzte. »Normal für einen Vierjährling.«

Ein Moment verging, bis Levi realisierte, dass es ein solches Wort nicht gab. »Ein Vierjährling?«

»Ja ... Tee?« Margarete schien erleichtert zu sein, ihm endlich die Wahrheit gestanden zu haben.

Nur, dass er keine Ahnung hatte, was sie ihm damit sagen wollte.

»Später«, hielt er sie zurück. »Was soll das sein? Ein Vierjährling?«

»Wie du weißt, bist du am 29. Februar 1940 geboren worden. Das bedeutet, dass du theoretisch gesehen nur alle vier Jahre Geburtstag hast. In Schaltjahren. Aber dieser Zyklus ist nicht nur theoretisch, er ist auch real. Das bedeutet wiederum, dass du – biologisch gesehen –

nicht dreiundsechzig Jahre, sondern tatsächlich fünfzehn Jahre alt bist.«

Entgeistert sah er sie an, nicht sicher, ob sie ihn an der Nase herumführte. Oder langsam eine gewisse Senilität sie heimsuchte?

»Wie ...« Er fuchtelte hilflos mit den Händen in der Luft, »Wie soll das funktionieren? Es ist nur ein Kalender! Der Gregorianische, darüber hinaus, der erst vor wenigen Hundert Jahren den Julianischen abgelöst hat. Völlig wahllos. Nicht einmal das Jahr ist ein fester Begriff! Es gibt das tropische Jahr, das siderische Jahr, das anomalistische ...«

»Richtig«, unterbrach ihn Margarete, »Und nicht richtig. Ja, die Menschen haben über die Jahrtausende die verschiedensten Kalender genutzt. Und nein: Obwohl die Kalender menschengemacht sind, wirken sie ihrerseits auf die Menschen. Aktion und Reaktion.«

»Okay«, gab er nach. »Gehen wir um des Argumentes Willen für den Moment davon aus, dass deine Theorie stimmt. Vergessen wir einen Augenblick lang, dass der Kalender bloß eine willkürliche Zahlenabfolge ist.« Als seine Oma ihn unterbrechen wollte, kam er ihr zuvor, indem er schnell fortfuhr: »Warum hast du mir das bisher verheimlicht?«

»Mit Wissen kommen auch Risiken«, erwiderte sie ernst. Sie seufzte. »Lange Zeit galt: Je weniger du zu bestimmten Aspekten deines Lebens weißt, desto sicherer bist du. Nun ist jedoch der Zeitpunkt gekommen, an dem dieses fehlende Wissen zu einer Gefahr werden könnte.«

Auch wenn er ihre Offenbarungen bisher nicht ernst nehmen konnte, lief ihm angesichts ihres Tonfalls ein Schauer über den Rücken. »Gefahr?«

»Eine Gefahr, die von denen, die den Körper wechseln, ausgeht.« Mit der Hand bedeutete sie ihrem Enkel, sie ausreden zu lassen. »Sie haben in den letzten Jahrtausenden viele Namen gehabt. Am bekanntesten sind sie wohl unter dem Namen Hexen. Gerne werden sie auch unreine Geister genannt, kurz: Unreine. Oder Dämonen.«

»Dämonen?« Er war sich nicht sicher, ob er lachen oder weinen sollte.

Sie ergriff seine Hand. »Ich weiß, dass alles kommt dir verrückt vor. Dennoch ist es die Wahrheit. Es gibt Wesen, die andere Körper einnehmen, um auf diese Art und Weise unsterblich sein zu können.« Sie schnalzte die Zunge. »Zumindest, wenn wir sie nicht aufhalten.«

»Wir? Du meinst: Vierjährlinge?« Er tat sich schwer, das Wort auszusprechen. Es laut zu sagen, war gleichbedeutend damit, es als

real anzuerkennen. Und dagegen sträubte er sich – auch wenn sein Widerstand langsam bröckelte.

Sein Schädel brummte. Das konnte alles gar nicht wahr sein! Hexen, Unreine, Dämonen, Vierjährlinge! Entweder seine Oma war verrückt oder ...

»Paul«, flüsterte er.

»Ja«, bestätigte sie. »Er war von einem Unreinen besessen. Du hast ihn von dem ungebetenen Gast befreit.«

»Habe ich den *Unreinen* damit getötet?«

»Nein. Du hast mir doch vorhin von dieser schwarzen Wolke erzählt, die aus seinem Mund aufgestiegen ist. Das war der Dämon. Er wird sich nun – sollte er Paul nicht wieder besetzen können – versuchen, irgendwo anders einzunisten.«

Levi musste sich überwinden, ihre Antwort als Fakt hinzunehmen, um eine hierauf aufbauende Frage stellen zu können. »Wie tun sie das?«

»Die Frage lässt sich sinnvollerweise gemeinsam mit einer anderen Frage beantworten: Wann tun sie dies? Und die Frage kannst du dir selbst beantworten.« Sie stand auf, ging an Levi vorbei und legte ein paar Holzscheite nach. »Wann treiben wir normalerweise die Dämonen aus?«

»Woher soll ich das wissen? Du hast mir doch gerade erst ... Ach so: Du meinst Sylvester?«

»Genau. Das ist die Zeit, in der viele Unreine vertrieben werden. Gleichzeitig finden sie während des Jahreswechsels problemlos Zugang zu Menschen. Denn das ist ihr grundsätzliches Problem: Dieser Zugang ist nicht immer einfach. Wie vorhin diskutiert entfaltet der Kalender – obwohl menschengemacht – seinerseits eine gewisse Wirkung auf uns. Es gibt Zeitspannen, wie auch die Nacht vom 31. Dezember auf den 1. Januar, zu denen die Unreinen leichtes Spiel haben. Wobei natürlich jeder Mensch unterschiedlich ...«, sie suchte nach dem passenden Wort, »... *anfällig* ist.«

Er konnte nicht anders: Seine wachsende innere Unruhe trieb ihn dazu, aufzustehen und umherzutigern. Blanche setzte sich auf und sah ihm aufmerksam dabei zu.

»Am stärksten gefährdet sind Säuglinge und Babys«, fuhr Margarete fort. »Vor allem diejenigen, die in den frühen Morgenstunden des 1. Januar geboren werden. Babys sind ein unbeschriebenes Blatt. Offen für alles.«

Ihm war unwohl und sein Kopf fühlte sich dumpf an. »Was passiert mit ihnen? Mit den besessenen Babys, meine ich.«

»Anfangs entwickeln sie sich relativ normal. Allerdings werden sie sich ihrer früher bewusst. Besessene Babys können schon in einem jungen Alter gezielt denken. Dazu kommt, dass sie das Wissen von den früheren Leben ihres *Mitbewohners* in sich tragen. Zumindest teilweise. Je nach Stärke des Dämons. Die Babys besitzen damit sehr viel mehr Wissen als Normalsterbliche.«

Jetzt waren die Kopfschmerzen endgültig da. Sein Gehirn schien sich dagegen zu wehren, noch mehr Informationen aufnehmen zu müssen, die sein ganzes Weltbild über den Haufen warfen.

Sanft berührte Margarete seinen Arm. »Setz dich, Levi.«

Er leistete ihrer Bitte Folge und ließ sich auf die warme Steinofenbank sinken. Das Abendessen blieb verweist auf dem Tisch zurück, da auch Margarete sich wieder auf den Levi gegenüberstehenden Stuhl setzte.

Sie fuhr fort: »Es gibt einen Grund, warum ich dir das alles erzähle. Warum du nicht länger unwissend bleiben darfst.« Sie fixierte ihn, stellte sicher, dass er zuhörte. »Du bist ein Vierjährling. Und damit kannst du gegen sie antreten.«

Wie von der Wespe gestochen sprang Levi erneut auf. »Gegen sie antreten? Warum sollte ich? Ich will nichts mit ihnen zu tun haben!«

Sie zwang ihn, wieder Platz zu nehmen. »Du hast es heute bereits einmal getan.«

»Da wusste ich noch nichts davon! In Zukunft lasse ich alle in Ruhe, damit ...«

»Levi!« Margaretes Augen schienen Funken zu sprühen. »Jetzt beruhige dich!«

Sie schien böse – oder enttäuscht? – darüber zu sein, dass er Ausflüchte suchte. Dabei hatte er es längst gewusst! Unbewusst war es Levi klar gewesen: Die Unreinen wussten spätestens seit heute, dass er existierte. Ein Vierjährling. Ein Benandant. Ein *Hexenjäger*. Ohne es zu wollen, hatte er die Dämonen auf sich aufmerksam gemacht.

Ihm wurde schlecht.

Etwas Weiches berührte Levis Fuß. Dankbar nahm er die Ablenkung von seinen düsteren Gedanken wahr und hob Blanche neben sich auf die warme Steinofenbank. Das Schreibbrett, das sie in der Schnauze trug, klapperte auf den Ofenfliesen.

»Es tut mir leid, dass ich dir die Wahrheit so lange verheimlichen musste.« Gedankenverloren streichelte Margarete Blanche. »Ich tat es in deinem Interesse. Aus meiner Sicht die richtige Wahl. Nun hat sich

die Lage allerdings grundlegend geändert. Du kannst nicht länger unwissend vor dich hin leben.«

Levi schnaubte. »Zwei Tage früher wäre besser gewesen! Dann hätte ich mir heute und gestern keine Sorgen darüber gemacht, ob ich vielleicht geisteskrank bin.«

»Nach den gestrigen Ereignissen hätte ich es dir sofort erzählen müssen. Ich wollte wohl nicht glauben, dass eine tatsächliche Bedrohung existierte. Der Tod von Herrn Brauer und Frau Finzling schien mir bloß eine tragische Anomalie. Das Werk eines abtrünnigen Dämons.«

»Ich ...« Vorsichtig massierte Levi sich die Schläfen. »Ich bin langsam echt verloren ... Wieso abtrünnig? Warum wurden die beiden umgebracht?«

Das ganze Gewicht der sich zurücklehrenden Margarete aufnehmend, knarzte der Stuhl laut. »Genau das ist die Frage! Warum? Nach einer so langen Periode relativen Friedens zwischen den Lagern. Und ich kann nur vermuten, dass sie umgebracht wurden, weil sie Vierjährlinge waren.«

Interessiert horchte Levi auf. »Es gibt hier weitere Vierjährlinge?« Erkenntnis flackerte in seinen Augen auf, und er beantwortete sich seine eigene Frage: »Natürlich! Wir sind wohl kaum die Einzigen hier im Dorf, die am 29. Februar geboren sind! Vier Jahre mit 365 Tagen und einer dazu für den 29. Februar ...« Er brauchte nur wenige Sekunden für die Berechnung: »Jeder 1461ste Mensch ist statistisch gesehen ein Vierjährling! Bei 10.000 Leuten hier im Dorf müssten wir um die sieben sein.«

»Ganz so einfach ist es tatsächlich nicht«, schränkte sie ein. »Wie bei allen Dingen auf dieser Welt, gilt hier keine klare Trennung; kein Schwarz und Weiß. Nur ein gewisser Anteil von Kindern, die am 29. Februar geboren werden, sind tatsächlich Vierjährlinge. Die Schätzungen gehen von der Hälfte bis zu einem Achtel aus. Es scheint regionale Unterschiede zu geben. Einige tauchen unter. Andere werden sogar ausgestoßen oder umgebracht, da ihre soziale und kulturelle Umgebung nicht weiß, wie sie mit der Anomalie umgehen sollen.«

»Und die anderen?«

»Sie altern normal.«

»Von wie vielen Vierjährlingen weißt du in Nichlo?«

»Bis vorgestern waren wir fünf.«

»Ist auch Marius ein Vierjährling?«, kam ihm plötzlich ein Gedanke.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Er kennt sich in dieser Materie aber einigermaßen aus. Berufsrisiko.«

»Hm. Du meinstest, es gab Frieden zwischen den Lagern?«, kam er auf ihre zweite Aussage zurück. »Wie lange existieren Vierjährlinge und Dämonen denn schon?«

»Seit mehreren Jahrtausenden. Mindestens so lange, wie der Mensch schriftliches Zeugnis hinterlässt. Du kennst den Begriff *Biblisches Alter*? Abraham, Methusalem und die anderen Herren aus dem Alten Testament? Sie alle wurden mehrere Hundert Jahre alt.«

»Das hört sich irgendwie alles nach einer Verschwörungstheorie an. Steinmetze, Illuminati und so ...«

Seine Oma blieb ernst. »Lange Zeit lebten wir mit den Unreinen einigermaßen friedlich Seite an Seite. Aber die Macht, die sich aus dem langen Leben ergab, ließ Wünsche entstehen. Die Unreinen wollten mehr Zeit, mehr Macht, mehr Reichtum.« Sie hob müde die Schultern. »Dieselbe alte Geschichte, immer wieder aufs Neue. Wir lernen einfach nicht dazu. Nun: Streitigkeiten brachen aus, die in einem spezifischen Fall in den Hexenverfolgungen des Mittelalters mündeten.«

»Die Hexenverfolgungen basierten nicht bloß auf Aberglauben?«

Traurig schüttelte Margarete den Kopf. »Im Kern war es ein Krieg zwischen den Unreinen und den Benandanti. Leider wurden auch viele Unschuldige getötet.«

»Warum sagst du jetzt *Benandanti*? Warum nicht *Vierjährlinge*? Sind die beiden nicht identisch?« Die Kopfschmerzen wurden immer stärker.

»Es ist etwas komplizierter, aber momentan reicht es zu wissen, dass Vierjährlinge zu den Benandanti gehören. Die Beziehungen zwischen uns und den Unreinen waren immer angespannt. Genau genommen lebten wir die letzten Jahre in einem Waffenstillstand.«

Margarete stand auf, brachte die beiden Wassergläser herbei und reichte ihm das seine.

»Ein Waffenstillstand«, wiederholte Levi.

»Bis gestern schien er zu halten.«

Levis Kopf fühlte sich an wie kurz vor der Explosion. Die vielen Informationen schienen seinen Schädel zu sprengen, und er atmete ein paarmal tief ein und aus, in der Hoffnung, der Druck würde nachlassen.

»Was ist dann passiert?«, fragte er müde, bevor er einen Schluck trank.

Margarete zuckte die Schultern. »Ich weiß es nicht. Die Situation eskalierte plötzlich. Unangekündigt. Das lässt mich vermuten, dass wir es mit einer Ausnahme zu tun haben. Hoffentlich war Paul Hoffmann nur ein Querschläger. Ein Einzelgänger.«

»Und worauf basierst du diese Erkenntnis, bitte schön?«, hakte er skeptisch nach.

»Die anderen Dämonen, die du beobachtet hast, schienen deinen Erzählungen nach bloß zu beobachten. So, wie es sich gehört. Wie gesagt: Die letzten Jahre koexistierten Benandanti und Unreine. Leben und leben lassen.« Sie seufzte und zeigte auf seinen Kopf, den er in den Händen hielt. »Komm, setzt dich vor mich.«

Sie zog ihm einen Hocker heran. Mit ihren kräftigen Händen begann sie, seine Schultern zu massieren. Fünf Minuten vergingen, in denen Margarete ihrem Enkel die Zeit gab, seine Gedanken zu ordnen. Fasziniert sah Blanche vom Boden aus ihr Herrchen an, während dessen Gesichtszüge sich allmählich entspannten.

Als seine Oma ihn wieder ansprach, wollte Levi zuerst nicht reagieren. Wenn möglich, wollte er sich einfach nur auf seine Schultern und seinen Kopf konzentrieren. Dann wiederholte sie ihre Worte, und er öffnete die Augen.

»Das habe ich befürchtet.«

Er blinzelte. Was war gemeint? Ein Blick schräg hinter sich, und er sah Blanche, die neben ihrer an den Kamin gelehnten Schreibtisch saß. Vier Wörter standen darauf geschrieben:

Du hast eine Bestimmung

»Was meint sie?« Er konnte seinen inneren Widerstand gegen neue Informationen spüren. Für einen einzigen Tag hatte er mehr als genug erfahren. Schlafen, und ein paar Stunden lang alles vergessen; danach sehnte er sich.

Margaretes Hände hörten auf, seine verspannten Muskeln zu bearbeiten und legten sich sanft auf seine Schultern. »Wenn ich das bloß wüsste! Aber lass uns das morgen erörtern. Für einen Tag waren das genug Neuigkeiten. Ich glaube, du kannst ein wenig Schlaf gut gebrauchen.«

Seine Schultern und sein Nacken brannten, aber die Kopfschmerzen waren auf ein erträgliches Maß abgeklungen. Langsam stand er auf.

»Vielleicht reden wir dann auch darüber, was es mit Blanche auf sich hat? Sie kommuniziert mit uns! Und ihr scheint euch zu kennen.«

Mit einem müden Lächeln erwiderte sie: »Ich kenne Blanche tatsächlich von früher. Wir haben uns lange aus den Augen verloren.« Sie zog ihn zu sich herab und gab ihm einen Gute-Nacht-Kuss auf die Wange. »Schlaf gut, mein Junge. Wir reden morgen weiter.«

Kapitel 4: Johannes

Mit einem unterdrückten Schrei richtete sich Levi im Bett auf und griff sich an den Kopf.

Quasb Monons!

Kalter Wind drang durch das offene Fenster herein und kühlte seine mit Schweiß bedeckte Stirn.

Ein Altraum!

Seine Augen suchten den Wecker. Viertel vor acht. Nach dem gestrigen Abend hatte er seinen Alarm abgeschaltet. Seine Oma konnte ihm kaum einen Vorwurf machen, wenn er angesichts der Offenbarungen beim Abendessen ein Tag Pause von seinem strikten Lern- und Sportplan einlegte.

Levis zweiter Blick ging Richtung Käfig. Er war leer. Fast gleichzeitig vernahm er ein Geräusch am Fußende seines Bettes. Blanche kam über die Decke gehoppelt.

»Ah, da bist du ...«, stellte er erleichtert fest. »Habe ich dich mit meinem Altraum geweckt?«

Blanche nickte. Ihre Schlappohren fielen nach vorne.

»Sorry. Dieser Begriff geht mir anscheinend nicht aus dem Kopf. Quasb Monons. Ich frage mich immer noch, warum? Weshalb werden wir umgebracht?«

Wir! Er schnaubte. Vor dreizehn Stunden hatte er noch nicht mal gewusst, dass er ein Vierjähriger war!

»Wobei ... Wenn Margarete recht hat und Paul Hoffmann ein Einzelgänger war, dürfte nach der Austreibung keine akute Gefahr mehr vorliegen.«

Er atmete tief durch. »Immerhin habe ich keine Kopfschmerzen mehr. Zeit, unser Gespräch von gestern fortzusetzen.«

Kurzentschlossen hoppelte Blanche zu ihrem Käfig und zertrte die Schreibtafel hinter sich her.

»Das habe ich wohl nicht wirklich durchdacht«, gab Levi zu und nahm ihr das Spielzeug ab. »Lass mich mal schauen, ob ich dir eine Tragemöglichkeit basteln kann. In der Scheune habe ich Lederriemen und Werkzeug.«

Noch bevor er sich vollständig angezogen hatte, hörte Levi, wie die Eingangstür ins Schloss fiel. Die Hose auf halb acht hüpfte er zum Fenster, öffnete es und spähte hinaus. Es war niemand zu sehen. War seine Oma gerade gekommen oder gegangen?

Die Socken in der einen und die Schreibtafel in der anderen Hand lief er die Treppe hinunter.

»Oma?« Auf halber Höhe sah er am Geländer vorbei in Richtung Haustür – und wurde langsamer.

Statt einer alten Frau stand ein Mann Mitte zwanzig im Flur.

»Guten Morgen!« Weiße Zähne blitzten im leicht gelblichen Licht der einzelnen Glühbirne auf. Die Lippen waren dünn und blässlich rot, ein Hut tauchte die Augen in einen Halbschatten.

»Wer sind Sie?«, entschied sich Levi für Angriff statt Rückzug. »Wie sind sie hereingekommen?«

Mit einer lapidaren Geste zeigte der Mann hinter sich. »Die Tür war nicht verschlossen. Deine Oma hatte es anscheinend eilig.«

Da es keinen Grund gab, den Eindringling darauf hinzuweisen, dass es in dieser Gegend Nichlos unüblich war, die Türen abzuschließen, fokussierte Levi sich auf die wesentlichen Dinge.

»Das ist noch kein Grund, einfach hereinzuspazieren! Was wollen Sie hier?«

Bloß so tun, als ob er Herr der Lage war! Keine Schwäche zeigen!

»Tz, tz!«, tadelte der ungebetene Besucher und ging drei Schritte weiter in den Flur hinein, womit er direkt neben dem weiterhin auf der Treppe stehenden Levi stand. Sein langer, schwarzer Mantel schwang um seine Beine und gab einen Moment lang die ebenso schwarzen Stiefel frei. Braune Lederhandschuhe bedeckten seine Hände, die er nun hinter seinem Rücken faltete. »Stell' dich nicht dümmer, als du bist, Benandant!«

Levis Gedanken überschlugen sich. Ein weiterer Dämon? War Paul Hoffmann etwa nicht der einzige Unreine, von dem eine Gefahr ausging?

»Ich weiß nicht ...«, setzte er an, wurde jedoch unterbrochen.

»Der Grund für meinen Besuch ist Paul Hoffmann. Du und er hattet gestern ein kleines Tête-à-tête, wenn ich ihn richtig verstanden habe.«

Wie darauf reagieren? Den Dummen spielen, oder selbstsicher bestätigen?

Da streckte der Mann seine Hand zu ihm aus, ihm eine Antwort für den Moment ersparend.

»Hach, meine Manieren! Stellen wir uns doch zuerst ordentlich vor. Melchior, ist mein Name.«

Plötzlich erkannte Levi ihn. Nicht, weil er den Namen schon mal gehört hatte, sondern weil aufgrund des nun angehobenen Kopfes das Gesicht ins Licht rückte. Der Mann war zugegen gewesen, als Herr

Brauer gestorben war. Melchior war derjenige gewesen, der Levi hinterher geschaut hatte. Derjenige, der schwarz geblieben war, während alle anderen Menschen aufleuchteten!

Levi zögerte. Die Erfahrungen mit Paul Hoffmann hatten ihn gelernt, dass Berührungen gefährlich sein konnten. So setzte er sich stattdessen in Bewegung und lief die Stufen hinunter, Blanche dabei mit einem kurzen Wink anweisend, ihm nicht zu folgen.

»Moment, ich komme hinunter«, erwiderte er statt einer Begrüßung.

Am Treppenabsatz blieb Levi stehen. Hinter ihm lag der Durchgang zur Küche, in dem sich auch einige zur Selbstverteidigung einsetzbare scharfe Messer befanden. Die Treppe stellte einen Fluchtweg dar. Leider lag die Haustür hinter Melchior, womit sie für den Moment keinen Ausweg bot.

»Und wie darf ich dich nennen?« Abwartend sah Melchior ihn an. Immerhin hatte er die Hände wieder hinter dem Rücken verschränkt und bestand somit nicht auf einem Handschlag.

Levis Gehirn war wie blockiert. Ihm fiel kein Name ein. Sonst sprudelten die Ideen nur so, aber gerade jetzt glich sein Schädel einem mit Luft gefüllten Ballon. »Levi.« Er biss sich auf die Lippe vor Wut.

Melchior lächelte und hob die Augenbraue. »Und weiter? Oder nur Levi?«

»Nein, natürlich nicht. Levi Wittkopf.«

»Ist das so?« Melchior schürzte die Lippen und beugte sich vor.
»OOAIN!«

Die Wucht der Wellen fegte Levi von den Füßen und gegen den Küchentürpfosten. Noch während er fiel, verselbstständigte sich seine Zunge, und er antwortete wahrheitsgemäß: »Levi Winzler.«

»Sieh an, sieh an!« Über ihn gebückt, reichte Melchior ihm die Hand und half ihm auf die Beine. »Levi Winzler. Warum meinst du denn, mich anlügen zu müssen?«

»Ich ... Mein Name tut nichts zur Sache, dachte ich.«

»Wie bitte?« Gespielt überrascht war Melchior einen Schritt zurückgewichen. »Mein lieber Levi Winzler! Der Name ist überaus wichtig! Er besitzt besondere Kräfte!«

»Okay ... Sorry ... Ich weiß halt erst seit Kurzem, dass ich ... anders bin.«

Melchior lachte laut auf. In Levis Ohren klang es wie das Bellen eines Hundes. »Das ist hier kein Coming-Out, mein Lieber!«

»Nein, ich ...« Er brach ab.

Der Unreine brauchte eine Weile, bis er sich beruhigt hatte. Theatralisch pickte er sich eine Träne aus dem Auge und sah Levi dann amüsiert an. »Lange nicht mehr so gelacht. Tut mir schon fast leid um dich.« Er legte den Kopf leicht schräg. »Du weißt, was jetzt passieren wird, nicht wahr? Auge um Auge und so.«

»Ich habe dir nichts getan.«

»Aber den meinen. Glaub mir, Ansgar war *not amused*.«

»Ich kenne keinen Ansgar.«

Melchior schüttelte den Kopf. »Der schnellste bist du wirklich nicht! Ansgar ist der Unreine, den du ausgetrieben hast. Aus seinem Wirt Paul Hoffmann.«

»Mir war nicht klar, was ich tat. Er hat mich bedroht.«

»Er hat mich bedroht!«, höhnte Melchior. Dann schnalzte er mit der Zunge. »Eigene Schuld. Ich hätte mich dir bereits vorgestern widmen sollen, als ich dich das erste Mal gesehen habe. Damals ging ich noch fehl in der Annahme, dass du ungefährlich wärst. Du hast dich aber auch sehr amateurhaft benommen.« Melchior entglitt ein Seufzer. »Leider hast du gestern Probleme gemacht. Und dazu kommt, dass du offenbar nicht gelistet bist.« Er hob tadelnd den Zeigefinger. »Ein großes Vergehen!«

»Gelistet?«

»Tz, tz, mein Junge! Du musst dich schon kümmern!« Melchior blieb stehen. »Ja, kümmern. Das hättest du tun sollen«, sinnierte er. »Dann müsste ich dich jetzt nicht umbringen.«

Von der einen auf die andere Sekunde fühlten Levis Beine sich wie abgestorben an. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er nicht gewusst, dass Angst so lähmend wirken konnte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er Melchior an.

»Komm, komm! So schlimm ist es nicht. Ich mache es kurz und schmerzlos. Nun: fast schmerzlos. Versprochen. Noch ein paar letzte Worte?«

Levi wusste nicht, was er tun sollte. Reden? Rennen? Kämpfen? Noch bevor er sich zu einer Entscheidung durchringen konnte, hatte sich Melchiors Gesicht bereits verhärtet. Die tödlichen Worte waren ausgesprochen und schnellten auf ihn zu.

»LEVI WINZLER, QUASB MONONS!«

Die Schmerzen waren stärker, als er für möglich gehalten hatte. Die Schwingungen durchdrangen ihn und schienen sein Herz in alle vier Himmelsrichtungen gleichzeitig zu reißen. Er brach zusammen und

wandte sich auf dem Boden. Wie durch ein Wunder verlor er dieses Mal nicht das Bewusstsein.

Mit der letzten Welle, die ihn verließ, hob Levi verwundert das Haupt und richtete den Blick auf Melchior.

Auf dem Gesicht des Unreinen zeigte sich kurz Verwunderung, bevor sich die Miene zu einer wütenden Fratze verzerrte. »Wie ...? Nein! Du heißt nicht Levi Winzler! Lügner!«

»OOAIN!« Ohne darüber nachzudenken, instinktiv, zwang Levi nun Melchior, seinen Namen zu nennen.

»Melchior Manker!« Mit zwei großen Schritten war er bei Levi, den er auf die Füße zerrte und anschrie. »Du kleiner ...! Wie hast du dem Befehl trotzen können? Wie hast du es geschafft, mir einen falschen Namen zu nennen?«

Speicheltröpfchen regneten auf Levis Gesicht herab. Die absolute Panik erfasste ihn. Er hatte vor diesem Mann eine Angst, wie er sie noch nie zuvor erlebt hatte. Vor dieser verzerrten Fratze, die ihn wutentbrannt anstierte.

»IALPOR!« Melchior spie das Wort aus. Er hatte Levi losgelassen und war einen Schritt zurückgewichen.

Das Letzte, was Levi durch den Kopf ging, bevor die Wellen ihn durchdrangen und in die Küche hineintrugen, war, dass er diese grauen, hasserfüllten Augen sein Leben lang nicht mehr vergessen würde. Dann flammte jede Faser seines Körpers auf.

Er hatte das Gefühl, als würde er brennen! Verrückt vor Schmerzen wand sich Levi am Boden, in dem Versuch, den Flammen zu entkommen. Auch wenn er wusste, dass es kein echtes Feuer war, das sein Fleisch zu verzehren schien – er wälzte sich trotzdem wie von Sinnen auf den kalten Fliesen.

Mit Tränen in den Augen – aufgrund des erlittenen Schmerzes und gleichzeitig vor Erleichterung, als die Qualen nachließen – durchforstete Levi hastig sein Gehirn nach einer Verteidigungsstrategie.

Melchior ließ ihm keine Zeit.

»OOAIN!«

Der Unreine hatte das Wort geschrien und die Wucht der Wellen reichte aus, Levi auf den Boden zu pressen. Wieder gab er die einzige Antwort, die er kannte: »Levi Winzler!«

Ein undefinierter, hasserfüllter Laut kam über Melchiors Lippen. »Du wirst schon sehen, was du davon hast! NAN...«

Dieses Mal war Levi schneller. »MELCHIOR MANKER, OXEX!«

Melchior reagierte augenblicklich. Der Unreine hatte seinen Fluch nicht zu Ende ausgesprochen – doch dies war der einzige Erfolg Levis.

Offensichtlich dachte der Dämon, der in Melchiors Körper hauste, nicht daran, in Form von Rauch aus seinem Wirt zu verschwinden. Mit einem Satz zur Seite entkam er den Wellen. Noch während seines Falls in Richtung Treppe wiederholte er das von ihm angefangene Wort. Und dieses Mal sprach er es vollständig aus: »NANBA!«

Levi fühlte sich wie in Stacheldraht eingewickelt an. Hunderte von scharfen Spitzen bohrten sich überall in seinen Körper, in seine Augen und Lippen. Dennoch hielt er sich an einem Gedanken fest. Dieses Mal war er vorbereitet auf den Moment, in dem die Schmerzen nachlassen würden. Die imaginären Dornen wichen zurück und Levi wand den Kopf in Richtung Melchior. Gerade richtete sich der Unreine auf, noch etwas desorientiert.

»MELCHIOR MANKER, OXEX!«

Während der Dämon zu Boden ging, rappelte Levi sich auf und wich ein paar Schritte vor dem vor Anspannung zitternden Mann zurück.

Es dauerte lange. Viel länger im Vergleich zu gestern. Aber dann, als Levi schon nicht mehr darauf zu hoffen wagte, öffnete Melchior den Mund. Dunkler Rauch quoll hervor.

Levi merkte, dass er während der letzten Sekunden vor Spannung nicht geatmet hatte, und er holte dies nun mit schnellen Zügen nach. Plötzlich wurde er sich außerdem seiner schmerzenden Ellenbogen und Handgelenke bewusst – vorsichtig überprüfte er, ob auch nichts gebrochen war. Die Augen ließ er dabei nicht von Melchior, der aber keine Gefahr mehr darzustellen schien.

Blanche rannte um Melchior herum, die Schreibtafel im Maul.

»Das war ganz schön knapp!«, sagte Levi bemüht beherrscht, während er die Hand nach dem Kaninchen ausstreckte. Doch sie wehrte ihn ab und schrieb hastig ein paar Worte auf:

*Es ist noch
nicht vorbei!*

Seine Aufmerksamkeit wechselte von dem Kaninchen auf Melchior.

»Nein ...«, murmelte er. Der Rauch kehrte zurück! Ganz deutlich konnte er sehen, wie die schwarze Wolke durch den Mund zurück in den reglosen Körper floss.

Mit einem einzigen Schlag hatte die Angst Levi wieder in ihrer Gewalt. Gedanken überschlugen sich. Was konnte er jetzt noch tun?

Ein Blick über die Schulter zur Tür, die von der Küche in die angrenzende Scheune führte. Von dort konnte er ins Freie gelangen.

Levi setzte sich in Bewegung. Sein ganzer Körper wehrte sich gegen die Anstrengung; als ob er nicht glauben konnte, dass die erlittenen Schmerzen tatsächlich keinem wirklichen körperlichen Schaden entsprungen waren. Alles an ihm fühlte sich müde und zerschlagen an.

»GIZYAX!«

Melchiors Befehl hatte ihn von hinten eingeholt, noch bevor er den Küchentisch vollständig umrundet hatte. Zum Schutz zog Levi die Schultern hoch und wartete auf die Schmerzen. Es kamen keine. Dafür machte die Erde unter seinen Füßen einen Satz und Levi stürzte der Länge nach hin. Mit einem Schlag, der ihm die Luft aus den Lungen trieb, schlug er auf dem Boden auf.

Ein Erdbeben! Geschirr und Töpfe rappelten in den Schränken. Staub rieselte auf ihn herab.

Langsam bekam Levi eine Ahnung von der Bandbreite an Ereignissen, die Melchior mit seinen Befehlen herbeizurufen vermochte. Und sie ließen Levis Zukunft düster aussehen.

Erst einige Sekunden später – das Beben war fast komplett abgeklungen – schaffte Levi es auf die Füße. In dem Moment griff Melchiors Hand nach seiner Schulter. Erschöpft war Levi dem Aufgeben nah. Lediglich eine einzige Idee schwamm – einem Rettungsring gleich – auf dem Chaos seiner Gedanken obenauf. Er wusste nicht, ob sie ihm helfen würde. Doch zumindest den Versuch musste er wagen. Wie in Trance drehte er sich dem selbstsicheren Dämon zu.

»MELCHIOR MANKER, QUASB MONONS!«

Geschockt und gleichzeitig fasziniert sah Levi zu, wie Melchiors Augen groß vor Schrecken wurden, während die Wellen seinen Körper erfassten. Zwar zeigte er keine Schmerzen, dafür gaben die Beine nach und er fiel zu Boden. Ungläubig fixierten seine Augen Levi. Dann entkrampften sich seine Muskeln. Melchiors Augen waren geöffnet. Sie starrten glasig an die Stelle, an der Levi sich gerade noch befunden hatte. Obwohl der schwarze Mantel dick war und in Falten lag, meinte Levi erkennen zu können, dass sich der Brustkorb nicht mehr hob.

Er hatte ihn umgebracht!

Verunsichert und gleichzeitig erleichtert, schaute Levi auf den reglosen Körper. Blanche saß ein paar Meter abseits – wie gelähmt. Der Schrecken stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Eine andere Art von Gefühl durchdrang Levi. Mitleid? Scham? Panik? Das hatte er nicht gewollt! Oder doch?

»Das hättest du auch anders lösen können.«

Levi sprang erschrocken ein paar Schritte zurück.

Zum zweiten Mal stand er im eigenen Haus einem ungebetenen Gast in einem dunklen Mantel gegenüber. Der im Türrahmen zum Flur aufgetauchte Mann war zwar ähnlich selbstsicher, allerdings deutlich älter als Melchior. Mit markanter, fast eckiger Kopfform. Aufgrund der fehlenden Haare glänzte der Schädel im Flurlicht. Ein kleines, graues Ziegenbärtchen zierte sein Kinn. Es zitterte leicht beim Sprechen. Levi schätzte den Mann auf mindestens achtzig Jahre. Dieser ließ ihn nicht lange im Ungewissen über seine Person. »Johannes. Wie du Benandant.«

»Levi.«

»Interessant.« Der mittelgroße Mann musterte Levi eingehend. »Ich bin mir ziemlich sicher, dich noch nie gesehen zu haben. Ungelistet, oder?«

»Anscheinend. Ich weiß nur leider nicht, was ...«

Johannes unterbrach ihn: »Ich freue mich, dich kennenzulernen, Levi! Eine schöne Überraschung an einem sonst so unangenehmen Tag.« Er erschauerte. »Was für eine Rattenkälte! Hier drinnen ist es gefühlt kaum wärmer«

»Der Ofen ist noch nicht an«, erklärte Levi, um sich dann zu fragen, warum er sich überhaupt rechtfertigte. »Warum ...«

»Nun, hier gibt's wohl nichts mehr für uns zu tun«, unterbrach ihn Johannes. Den Schal übers Kinn ziehend, warf er einen Blick um sich. »Ich rufe einen Bekannten an, der kümmert sich um deinen Kollateralschaden. Lust auf Kaffee und Kuchen?«

Perplex schaute Levi zu, wie Johannes sich, ohne die Antwort abzuwarten, umdrehte und durch den Flur und die Haustür ins Freie stiefelte.

Nachdem Levi zuerst gezögert hatte, zog er schnell Socken und Schuhe an, nahm Blanche auf den Arm und zog die Haustür hinter sich zu. Kaum schloss er zu Johannes auf, begann dieser zu erzählen:

»Die rezenten Vorgänge in diesem Dorf schienen uns leicht auffällig. Kleinere Auseinandersetzungen zwischen Benandanti und Dämonen sind nicht selten, doch in den letzten Tagen gab es einen Anstieg der

Vorfälle. Daher habe ich mich heute am frühen Morgen von Berlin aus auf den Weg gemacht. Um nach dem Rechten zu sehen. Sicher ist sicher. Ich bin erst vor einer guten Stunde eingetroffen.« Seine Stirn lag in Denkfalten, als er Levi kurz anschaute. »Vermutlich handelt es sich einfach nur um ein oder zwei Unreine, die aus Frust oder Machtgefühlen heraus um sich treten. Vielleicht hat sich das Thema damit schon erledigt.«

Gespannt hatte Levi zugehört. Er wusste nicht, wo er mit seinen Fragen anfangen sollte – er hatte so gut wie nichts von Johannes' Erklärungen begriffen!

»Entschuldigung – aber wer sind Sie überhaupt?«

Die blauen Augen fixierten Levi mit einem Ausdruck, der dem seines früheren Grundschullehrers nicht unähnlich war. So einen Blick hatte Levi damals bekommen, wenn er nicht aufgepasst hatte. »Johannes. Wir haben uns gerade erst vorgestellt!«

Levi nickte ungeduldig. »Klar, das meinte ich nicht ... Warum sind Sie hier? Woher wissen Sie von den Vorgängen in Nichlo?«

»Ach so!« Mit der flachen Hand schlug Johannes sich auf die Stirn. »Entschuldigung, ich vergaß ... Ich bin davon ausgegangen, dass du beim Hören meines Namens wüsstest, wer ich bin.« Erklärend fügte er hinzu: »Das ist meistens so. Ich bin quasi eine kleine Berühmtheit. Zumindest in einigen Kreisen erkennt man mich in der Regel sofort, weißt du?«

Nein, das wusste Levi nicht.

»In Berlin befindet sich so eine Art Kommandozentrum der Benandanti. Da laufen die Fäden zusammen. Wir hören, verarbeiten, kommunizieren, vermitteln – und räumen auf, wenn notwendig.«

»Was passiert mit dem Dämon bei mir zu Hause?«

Eine wegwerfende Handbewegung nahm die ausweichende Antwort vorweg. »Mach dir keine Gedanken, Melchior ...« Johannes schaute Levi an. »Der war es doch, oder?«

Während er nickte, realisierte Levi, dass er Johannes den Namen des Unreinen nicht genannt hatte.

»Melchior wird entfernt, die zwei Risse in der Wand werden geflickt und der Boden gewischt. Die Küche ist in einer Stunde so gut wie neu. Und ich werde ein wenig Schadensbegrenzung bei den relevanten Kontakten betreiben. Sollte kein großes Thema sein, da Melchior Manker – oder besser gesagt Stanislav Fuchs, der Mankers Körper besetzt hatte – kein relevanter Spieler war. Kleines Licht. Irgendwo weit unten in der Hierarchie.«

»Stanislaw Fuchs?«

»Der Dämon, der sich Herrn Mankers Körper bedient hat. Du hast beide zusammen erledigt.«

»Woher wussten Sie, dass der Dämon bei mir war?«, übergang Levi die wenig feinfühlig vorgebrachte Anschuldigung.

»Hm? Ach so: Ich wollte Grete besuchen, sah und hörte dann beim Betreten des Geländes die Schwingungen. Ihr habt ja nur so mit Henoch um euch geworfen!«

Ein tiefer Seufzer entglitt Levi. Jede Antwort, die er bekam, beinhaltete ausreichend neue Unklarheiten für mindestens eine weitere Frage. »Grete? Sie meinen Margarete?«

Johannes nickte. »Und bitte: Ich heiÙe Johannes.«

»Okay. Und was ist Henoch?«

Erstaunt blieb Johannes stehen. »Ist das dein Ernst? Das weißt du nicht?« Langsam schüttelte er den Kopf. »Unglaublich! Wie konnte das passieren?« Damit lief er wieder los. Selbstverständlich ohne geantwortet zu haben.

Hilflos warf Levi Blanche einen Blick zu, bevor er erneut nachfragte: »Henoch?«

»Ach so, richtig. Das ist die Sprache, in der ihr euch bekämpft habt. Ha!« Johannes' Lachen klang wie ein Gewehrschuss. »Da gebrauchst du Henoch und weißt nicht einmal, dass die Sprache so heißt. Herrlich!«

Grinsend marschierte Johannes weiter, scheinbar blind darauf vertrauend, dass Levi ihm folgen würde.

Die merkwürdige Gruppe aus scheinbarem Rentner, vermeintlichem Teenager und Kaninchen bog auf die Hauptstraße ein, wo Levi zu Johannes aufschloss.

»Woher kenne ich diese Worte? Warum kenne ich sie, ohne sie gelernt zu haben?«

Suchend schaute Johannes um sich. »Café ... Ein Café ...«, murmelte er.

Levi machte ihn auf einen Bäcker aufmerksam, der ein paar Tische und Stühle für seine Gäste bereithielt.

»Wunderbar!«, zeigte Johannes sich einverstanden, bevor er Levis Frage beantwortete und dabei quer über die Straße eilte, ohne sich vorher nach dem Verkehr umgesehen zu haben: »Wenn du Henoch nicht aktiv gelernt hast – dazu müssten wir übrigens später Mal mit Grete reden –, dann bist du vielleicht eine Waise.«

Obwohl Levi nicht wusste, worauf Johannes' Erkenntnis basierte – und was dies zur Sache tat –, war er einen Moment lang zu überrascht, um reagieren zu können.

Der Türrahmen war mit einer altmodischen Klingel versehen, die laut schellte, als die beiden den Laden betraten. Mittlerweile war es schon fast halb zehn, sodass die Auswahl an Kuchen und Gebäck übersichtlich war. Innerhalb einer antiken Glastheke aufgereiht, präsentierten sich die Zuckerbomben im Schein einer LED-Lampe, die in dem altbackenen Laden merkwürdig fehlplatziert schien. Der Holzboden, die tapezierten Wände, die Möbel: Alles war seit mindestens zwei Jahrzehnten nicht mehr modernisiert worden. Gerade dies machte den Charme des Cafés aus. Es war einer der wenigen Orte, die in den letzten Jahren – oder besser gesagt: nach der Wende – keiner radikalen Überholung unterzogen worden waren.

Im Gegensatz zu Johannes, der ein riesiges Frühstück bestellte, begnügte Levi sich mit einem Tee und einem Stück Apfelstrudel.

Die nächsten drei Minuten – genau die Zeit, die Johannes für die Verteilung seines Frühstücks brauchte – wurden schweigend verbracht. Levi versuchte gar nicht erst, eine weitere Frage zu stellen. Unter keinen Umständen hätte Johannes es bei der an den Tag gelegten Essgeschwindigkeit geschafft, nur ein einziges Wort herauszubringen. Ein unbeteiligter Beobachter hätte darauf schließen müssen, dass Johannes seit Tagen nichts zu essen bekommen hatte.

Blanche saß auf Levis Schoß und bekam hin und wieder ein kleines Stückchen des Apfelstrudels. Die Pfoten des Kaninchens waren auf dem Tisch aufgestützt, und ihre Augen verfolgten interessiert jede von Johannes' Bewegungen. Ihr schien der alte Mann zu gefallen, was wiederum Levi beruhigte. In Johannes' Nähe fühlte er sich irgendwie sicherer.

Ein letzter Schluck Kaffee, dann lehnte Johannes sich zurück und ließ hinter vorgehaltener Hand einen kleinen Rülpsen entweichen.

»Entschuldigung ... Ich bin heute Morgen nicht zum Frühstück gekommen.« Er dehnte sich genüsslich, wischte sich ein Stückchen Croissant aus dem Ziegenbart und fixierte anschließend den Jungen. Der Blick war freundlich – trotzdem hatte Levi das Gefühl, Johannes könne durch ihn hindurchschauen. Direkt in sein Inneres; direkt in seinen Kopf.

Bevor seinem Gegenüber die Situation zu unangenehm werden konnte, lehnte Johannes sich nach vorne, stützte die Ellenbogen auf

den Tisch und faltete die Hände unter dem Kinn. »Dann mal los ... Wer fängt an?«

»Womit?«

»Ich denke, wir haben beide eine Menge Fragen. Wer stellt die Erste?«

Nun war es an Levi, sich nach vorne zu lehnen. »Eigentlich habe ich schon viele Fragen gestellt, nur leider kaum eine abschließend beantwortet bekommen. Wenn du das nachholen könntest, wäre das ein guter Anfang.«

»Ha!« Johannes warf sich in die Rückenlehne zurück. Erschrocken fuhr die Bäckerin herum, und Johannes ergriff die sich bietende Chance, um einen weiteren Kaffee zu bestellen. Quasi gleichzeitig hob er grinsend einen tadelnden Finger.

»Nicht schlecht!« Er lehnte sich erneut vor und schlug mit den flachen Händen auf den Tisch. »So mag ich das! Immer schön direkt! Was möchtest du wissen?«

Womit anfangen? Welche Fragen sollte Levi zuerst stellen? Welche war die Wichtigste?

»Warum konnte Melchior mich nicht umbringen?«

»Umbringen hätte er dich bestimmt gekonnt! Die Frage ist nur, mit welchen Mitteln. Er hat mit dem Herz-Spruch gearbeitet, oder?«

»Dem Herz-Spruch?«, antwortete Levi mit einem angedeuteten Seufzen. Erneut hatte Johannes es geschafft, mit seiner Antwort weitere Fragen zu provozieren.

»Das ist der Befehl, den du gebraucht hast, um ihn umzubringen.« Den gepeinigten Gesichtsausdruck Levis ignorierend, fuhr Johannes fort: »Damit diese Art von schwer-schädigenden Schwingungen wirkt, muss man den Namen des Opfers kennen. Wenn man diesen nicht weiß, bringt das Wort nichts – nun ja, nicht viel.«

»Er wusste meinen Namen!«, protestierte Levi. »Ich habe ihn ihm genannt!«

Sein Gegenüber schürzte die Lippen. »Hm ... In dem Fall wäre die einzige mir einfallende Erklärung, dass du deinen richtigen Namen nicht kennst ... Und wenn du den nicht kennst, kannst du ihn logischerweise auch nicht verraten.«

»Nicht mein richtiger Name?« Levi schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein!«

Johannes hob die Schultern. »Eine andere Erklärung will mir auf die Schnelle nicht einfallen. Du solltest deine Eltern mal vorsichtig aushorchen.«

Kurz war Levi verunsichert. Hatte Johannes nicht vorhin richtig erraten, dass er eine Waise war? Wie sollte er dann seine Eltern aushorchen?

»Auf jeden Fall solltest du in Zukunft andere Henoch-Begriffe verwenden«, fuhr Johannes fort. »Darüber muss ich unbedingt mit Grete reden. Anscheinend unterrichtet sie dich – wenn überhaupt – nur rudimentär.« Forschend sah er Levi an. »Du bist einer ihrer Schützlinge, richtig? Wie lange bist du schon bei ihr?« Er ließ Levi nicht zu Wort kommen. »Diese Frau treibt mich noch in den Wahnsinn! So etwas ist doch das reinste Einmaleins, das darf einfach nicht passieren! Wenn du den Menschen direkt mit tötest, verhältst du dich nicht besser als die Unreinen!«

»Ich habe versucht, ihn auszutreiben, aber das hat nicht funktioniert!«, protestierte Levi. Sein Blick traf auf die Bäckersfrau, die ihn mit halboffenem Mund anstarrte. Sie stellte die Tasse Kaffee ab und kehrte hastig hinter den Tresen zurück.

Levi räusperte sich und fuhr leise fort: »Der Rauch ist zurück in seinen Mund! Da wusste ich keinen anderen Ausweg mehr.«

Schweigend saß Johannes ihm gegenüber und zupfte an seinem Ziegenbärtchen. Nach ein paar Sekunden nickte er langsam. »Genau das ist der Grund, warum wir – und das sollte eigentlich auch Grete mit einschließen – allen Begünstigten immer so früh wie möglich ihre Fähigkeiten erklären. Damit die ihnen gegebene Macht nicht falsch angewandt wird.«

Ein inneres Seufzen, da mit dem Wort *Begünstigten* eine weitere neue Begrifflichkeit auftauchte.

Johannes schien den Frust seines Gegenübers zu spüren und hob beschwichtigend die Hand. »Moment ... Ich erkläre es dir.«

Mit einem Schluck Kaffee ölte Johannes seine Stimmbänder. »Zuerst einmal lassen sich die stärkeren und gefährlichen Henoch-Schwingungen nur dann richtig anwenden, wenn der Name des Opfers bekannt ist. Namen sind mehr als nur eine Bezeichnung, sie sind sozusagen der Schlüssel zu deinem Sein. Daher brauchte Melchior deinen Namen. Dummerweise – aus seiner Sicht – hat er dir auch seinen geben müssen. An sich noch kein Beinbruch. Eine Fehleinschätzung seinerseits war bloß, dass du keinen Menschen opfern würdest, um ihn zu besiegen.«

»Das war auch nicht meine Absicht«, betonte Levi.

»Es gibt verschiedene Henoch-Begriffe, die Leute umbringen, sie für Unreine zugänglich machen, oder Schmerzen verursachen«, fuhr

Johannes unbeirrt fort. »Andere Worte zielen nur auf die Unreinen ab, und schaden dem Wirt nicht. Und hättest du statt den Namen des Wirtes den Namen des Dämons genutzt, so hättest du nur diesen umgebracht und nicht den Menschen. Damit ...«

Ein Räuspern unterbrach Johannes' Ausführungen.

»Ja, bitte?«, wandte er sich an die Angestellte, die sich anscheinend wieder gefangen hatte.

»Ich störe Sie nur ungern, aber könnten Sie vielleicht zahlen? Zwischen 9:30 Uhr und 11:30 Uhr haben wir geschlossen.«

»Klar, sicher.« Gelassen zog Johannes einen passenden Schein hervor, und noch keine Minute später befand sich das ungleiche Dreiergespann auf der Hauptstraße. Einige Passanten schauten sich lachend nach Blanche um, andere wunderten sich über den elegant gekleideten Fremden, der neben Levi vor der gerade schließenden Backstube stand.

Johannes knöpfte seinen Mantel zu – und sah auf die Uhr, obwohl sie gerade erst die Zeit genannt bekommen hatten. »Hm, eigentlich hatte ich noch einiges vor, heute. Ist Grete nun wieder zu Hause?« Statt auf eine Antwort zu warten, machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte davon. In Richtung Hof. Mit Blanche auf dem Arm eilte Levi hinterher.

Kapitel 5: Familie

Sie waren noch gute zehn Meter von der Haustür entfernt, als sich diese öffnete. Margaretes Gesicht schaute ihnen entgegen.

»Levi, ein kleiner Hinweis wäre schön gewesen. Ich habe mir Sorgen gemacht«, tadelte sie ihren Enkel, bevor ihr Blick zu dessen Begleitung wechselte. »Hannes. Hätte ich mir denken können.«

»Grete!« Sein Lachen schallte von den Mauern des Bauernhofs zurück. Mit großen Schritten ging er an Levi vorbei und schloss sie in die Arme.

Margarete erwiderte die Begrüßung mit einem flüchtigen Kuss auf die Wange, bevor sie sich umdrehte und ins Haus eilte. »Kaffee, Hannes?«, fragte ihre körperlose Stimme. »Du einen Tee, Levi?«

»Ich könnte auch einen Kaffee vertragen ...«, antwortete er, bevor er den beiden folgte.

Im warmen Wohnzimmer sitzend, schaute Levi immer wieder verstohlen von Johannes zu seiner Großmutter – und umgekehrt. Die beiden schienen sich lange nicht mehr gesehen zu haben und waren sich gleichzeitig so vertraut, dass sie sich nicht über Belanglosigkeiten unterhalten mussten. Dennoch war Margarete eine gewisse Ablehnung im Hinblick auf den Besucher anzumerken.

»Dein Protégé hat eben euer Problem in Nichlo behoben«, wandte Johannes sich an Margarete, dabei in Richtung Levi gestikulierend. »Endgültig. Quasb Monons.«

Margaretes Blick zuckte zu Levi, ihre Miene blieb jedoch steinern. An Johannes gerichtet fuhr sie fort: »Wer war es? Und wo ist der Wirkkörper?«

»Melchior Manker wurde inzwischen beerdigt. Und Stanislav Fuchs wird keinen weiteren Menschen mehr einnehmen.«

»Beide Namen sagen mir nichts«, überlegte Margarete. Die Furchen auf ihrer Stirn vertieften sich. »Tief in der Hierarchie?«

Johannes nickte. »Einzeltäter, vermutlich.«

»Nein«, widersprach Margarete. »Levi hatte bereits gestern eine unangenehme Begegnung. Paul Hoffmann.«

»Ich weiß«, erwiderte Johannes unbekümmert. »Ebenso unbedeutend. Übermut und Selbstüberschätzung, denke ich.«

»In unseren Reihen gab es auch zwei Tote«, erinnerte sie ihn.

»Das ist in Klärung«, gab Johannes sich weiter unbeeindruckt. »Wir haben die betreffenden Gegenspieler informiert. Die gegnerische Seite hat genauso wenig Interesse an einer Eskalation, wie wir.«

»Hm. Hoffentlich kehrt damit wieder Ruhe ein. Es wäre schön, wenn nicht noch weitere Einträge von der Liste gestrichen werden müssen.«

Schon wieder diese Liste! Nicht nur Melchior und Johannes hatten sie erwähnt, auch seine Großmutter schien sie zu kennen. Worum handelte es sich dabei?

»Was ist denn das bitte für eine Liste?«, verließ er seiner Frustration Worte.

»Damit sind wir bei einem wichtigen Punkt angelangt«, übergang Johannes seine Frage. »Warum ist Levi nicht gelistet?«

Einen Moment lang berührte der Blick seiner Großmutter Levi – dann antwortete sie: »Weil ich es seiner Mutter bei seiner Geburt so versprochen habe.«

Als Margarete nicht weitersprach, hakte Johannes nach. »Und wieso wollte sie es nicht?«

Die alte Frau lachte. »Warum wohl?«

»Was ist er?«

Mit einer Mischung aus Neugierde, Irritation und sogar Wut darüber, dass die beiden ihn mehr oder weniger ignorierten, versuchte Levi erneut sich Gehör zu verschaffen: »Statt zu streiten könntet ihr ...«

»Vierjährling«, antwortete Margarete auf Johannes' Frage.

»Umso schlimmer! Dann geht es ja um mehrere Jahrzehnte!«

»Sechs«, konkretisierte sie.

»Sechs! Das ist eindeutig gegen die Regeln«, kritisierte Johannes. »Gerade wir beide ...«

Margarete fiel ihm irritiert ins Wort: »Seine Mutter wollte sicherstellen, dass *bestimmte* Leute ihn nicht finden würden.«

»Das ist kein ...« Johannes unterbrach sich selbst, als ihm ein Licht aufzugehen schien. Aufgeregt lehnte er sich vor und schaute Levi durchdringend an. Obwohl seine nun folgende Frage nicht an den Jungen gerichtet war, nahm er seinen Blick nicht von ihm.

»Ist er das Kind, das deiner damaligen Aussage nach vor ziemlich genau vierundsechzig Jahren gestorben ist?«

Die Antwort kam zögernd und erst nach einigen Sekunden. »Ja.«

Einen Moment lang verstummten alle, bis es aus Johannes herausplatzte: »Ich fasse es nicht!« Er sprang auf die Füße und griff Margarete bei den Schultern. »Daher die Sprache der Engel!«

Schlagartig wich Johannes' Freude dem Ärger, als ihm etwas klar zu werden schien. Vorwurfsvoll sah er die alte Frau an. »Du hättest es mir erzählen müssen! Wir sollten uns in allen Sachen vertrauen! Unabhängig davon, dass wir uns bei einigen Themen uneins waren und sind, kämpfen wir immerhin seit Jahrhunderten für das gleiche Ziel! Seit wir ausgezogen sind. Nein, sogar schon länger.«

Eine Vielzahl an Fragen schwirrte durch Levis Schädel. Und obwohl es bestimmt nicht die dringendste war, platzte er mit der neuesten heraus: »Ihr habt zusammengewohnt?«

»Klar«, antwortete Johannes. »Wir sind Geschwister.«

»Ihr seid *Geschwister*?« Ein Moment lang war der Kopf wie leergefegt, dann erkannte Levi: »Das bedeutet, dass wir verwandt sind?«

Johannes wirkte verwirrt. »Verwandt? Wieso sollten wir mit den Kytelers verwandt sein?«

»Hannes, verdammt!«, fluchte Margarete und sprang auf.

Verwirrt sah Johannes sie an. Er schien nicht zu verstehen, warum sie ihn plötzlich angegriffen hatte. Dann fiel der Groschen. »Oh ...«

Seine Schwester atmete tief aus, während sie ihn mit zornigen Blicken bedachte. »Danke, Hannes! Vielen Dank! Fast vierundsechzig Jahre haben Levi und ich gut überstanden. Kaum zehn Minuten bist du da, und ich stehe vor einem Scherbenhaufen!«

Nach einem kurzen, unsicheren Blick auf ihren Enkel schob Margarete ihren Stuhl näher an ihn heran und nahm seine Hände in die ihren. »Hannes?«, fragte sie ihren Bruder, ohne ihn anzuschauen. »Lässt du uns allein?«

Hinter ihrem Rücken knarrte ein Stuhl. An der Tür wandte Johannes sich noch mal um. »Es tut mir leid, ich kannte die Hintergründe nicht. Kann ich heute Abend vorbeischaun?«

Margarete nickte. »Um sieben essen wir zu Abend.«

Ein Moment später schloss sich leise die Wohnzimmertür. Blanche, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, sprang auf Levis Schoss. Es fühlte sich für Levi wie beim Zahnarzt vor dem Bohren an. Er wusste, etwas Unangenehmes, vielleicht sogar Schmerzhaftes stand bevor und sein Umfeld gesellte sich zur Unterstützung zu ihm.

»Levi ...« Margarete tat sich sichtlich schwer beim Finden der richtigen Worte: »Eines Tages hätte ich es dir sowieso erzählen müssen. Der heutige Tag ist wahrscheinlich nicht besser oder schlechter als irgendein anderer. Ich hätte es nur gerne aus eigenem Antrieb getan. Und nicht, weil mein Bruder seine Zunge nicht unter

Kontrolle hat.« Sie versuchte zu lächeln – und versagte. Seinem Blick nicht standhaltend, schaute sie zu Boden. »Wir sind nicht verwandt. Ich bin nicht deine leibliche Großmutter. Deine Mutter war nicht meine Tochter.«

Levi spürte keine Wut, keinen Verlust und keine Enttäuschung. Genau genommen spürte er gar nichts. Irgendwie fühlte er sich ... leer? Sich darüber zu wundern, war eine willkommene Ablenkung von dem eben Gesagten.

Sanft drückte Margarete seine Hände. »Bitte glaube mir, dass ich dich immer wie einen Enkel geliebt habe. Ich habe deine Mutter wirklich gekannt und sie sehr gemocht. Und sie mich. Daher war auch ich es, die dich auf die Welt geholt hat. Damals war ich Amme, und ich habe deiner Mutter beim Entbinden zur Seite gestanden. Sie bat mich nach der Geburt, die Lüge in die Welt zu setzen, dass du gestorben seist. Ihr Wunsch war, dass ich dich wie mein Fleisch und Blut großzog. Ich wollte dich nicht belügen, aber es geschah auf ihren Wunsch und zu deinem Schutz. Ich befolgte ihre Anweisungen, nicht zuletzt, weil ich, wie sie, keinen besseren Weg erkennen konnte.«

An einen derart langen Monolog seiner naturgemäß eher wortkargen Oma – nein, Margarete – konnte Levi sich nicht erinnern. Kaum merkbar nickte er. Der erste Schock ebte ab. Das Vakuum in seinem Körper schien weniger absolut.

»Wer bin ich wirklich?«

»Levi ...«, sagte sie leise. »Levi Kyteler.«

Im Haus war es Levi zu eng geworden. Spätestens dann, als die Enttäuschung zwischenzeitlich zur Wut wurde. Denn das, was er sein ganzes Leben lang geglaubt hatte, stimmte schlicht und einfach nicht. Seine Herkunft, sein Name, ... Alles war eine einzige Lüge gewesen. Er fühlte sich betrogen, belogen, beschämt.

Der Schritt hinaus in die frische Luft fühlte sich wie ein kleiner Neuanfang an. Zumindest bis zu dem Moment, als Margarete ihn einholte und sich bei ihm unterhakte. Zwar hatten sowohl Margarete als auch Johannes versichert, dass die Gefahr endgültig gewichen war und Levi sich somit frei bewegen konnte. Angesichts ihres Geständnis wollte sie ihn dennoch nicht allein lassen - trotz seiner offensichtlichen Ablehnung ihrer Anwesenheit.

Auf den Straßen begegneten ihnen vereinzelt Personen. Obwohl er einige davon kannte, kamen sie Levi nun wie in einer Parallelwelt lebend vor. Sie gingen ihrem normalen Leben nach. Einem Leben, das nicht plötzlich aus den Angeln gehoben worden war. Gleichzeitig ließen sie ihn mit ihrer unaufgeregten Art erkennen, dass die heutigen Erkenntnisse keinem Weltuntergang gleichkamen. Vermutlich handelte es sich jedoch sehr wohl um einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben.

Nach einigen Minuten räusperte sich Margarete. »Dein ganzes Leben lang warst du meine erste Priorität. Du *bist* meinte erste Priorität. Daher wusste sogar mein Bruder nichts von deinem Überleben.« Sie schüttelte verärgert den Kopf. »Ich hätte ihn vorhin sofort zur Seite nehmen müssen, um ihm zu erzählen, unter welchem Namen du großgeworden bist. Da du nun deinen echten Nachnamen kennst, bist du grundsätzlich gefährdeter.«

Da er nicht sofort antwortete, fuhr sie fort: »Andererseits werden wir deinen wirklichen Namen sowieso bald kundtun müssen.«

Margarete gestand sich einen längeren Moment zu, bevor sie fortfuhr. Sie bogen in eine ruhige Seitenstraße ein.

»Dein echter Nachname stammt von der Seite deines Vaters.«

»Kyteler«, wiederholte Levi.

»Ja.«

»Kyteler, wie die berühmt-berüchtigten Hexe, die vor Jahrhunderten in Kilkenny gewohnt hat?«

»Hm.«

»Ist sie meine Vorfahrin?«

»Hm.«

»War sie wirklich eine Hexe? Bin ich ...?«

»Nein, ganz sicher nicht!«, beruhigte Margarete ihn. »Du bist kein Unreiner, Levi!«

Kyteler ... Seine Vorfahren kamen aus der Stadt, von der er ein Poster in seinem Zimmer hängen hatte. Irgendwas in ihm hatte offensichtlich von seinen familiären Wurzeln gewusst. Ein Teil seiner Person hatte die Verbindung all die Jahre über gekannt.

»Wenn mein Vater aus Kilkenny kommt – wie haben er und meine Mutter sich kennengelernt?«

Margarete zögerte, bevor sie antwortete: »Soweit ich weiß, ist sie als Kind dorthin gezogen.« Entschuldigend hob sie die Schultern. »Ich hatte mit deiner Mutter erst kurz bevor sie starb ein engeres Verhältnis. Über vieles haben wir nicht mehr sprechen können.«

»Und worüber habt ihr wohl gesprochen?«

»Über das, was sie sich für dich wünschte. Du solltest vor der Welt versteckt werden. Zumindest vor der Welt der Unreinen und der Begünstigten.«

»War sie ein Benandant?«

»Nein. Doch sie kannte sich in der Welt der Benandanti und Unreinen aus. Sie wollte, dass du eine normale Jugend durchlebst. Das ist mit dem Nachnamen Kyteler nicht möglich. Daher tust du gut daran, weiterhin als Levi Winzler durchs Leben zu gehen. Zumindest für die nächsten paar Wochen.«

»Droht mir ansonsten Gefahr?«

Sie zögerte sichtlich. »Vor zwei Tagen hätte ich, ohne zu zögern *Nein* gesagt. Aggressionen zwischen Begünstigten und Unreinen sind selten. Und auch jetzt, nach der Austreibung beziehungsweise Liquidierung, würde ich dazu tendieren, die Lage wieder als sicher einzuschätzen. Dein Nachname würde allerdings zumindest zu allgemeinem Interesse führen.«

»Okay, ich bleibe vorerst bei Winzler«, versprach er, bevor er auf seine Familie zurückkam. »Was kannst du mir noch zu meiner Mutter sagen?«

»Ihr war eine gute Ausbildung wichtig. Du solltest nicht nur so viel wie möglich lernen, sondern auch sportlich und handwerklich aktiv sein. Denn wer konnte schon ausschließen, dass die Vergangenheit dich irgendwann einholt?« Zärtlich berührte sie Levi am Nacken. »Darum musstest du die letzten vierundsechzig Jahre so hart lernen.«

»Wofür *genau* musste ich lernen?«

»Auch wenn deine Mutter wusste, dass ich dich nicht auf ewig verstecken kann, so haben die Unreinen immerhin lange geglaubt, dass du gar nicht existierst. Deine Mutter wollte dir ein paar Jahre Ruhe gönnen. Und sie wollte dich ...« Abrupt beendete Margarete ihre Ausführungen. So, als ob sie den Anfang dieses letzten Satzes nicht gesprochen hatte, lief sie weiter die mit Kopfsteinen bepflasterte Straße entlang.

»Ja?«, hakte Levi nach.

»Nichts. Das spielt im Moment noch keine Rolle.«

»Weswegen?«

Als er sah, dass sich ihr Gesicht versteifte, wusste er, dass es keinen Sinn hatte, nachzuboahren. Margarete war ein echter Dickkopf. Wenn sie etwas nicht erzählen wollte, dann konnte nichts sie dazu bewegen.

Schweigend bogen sie zwei weitere Male ab, und der Hof rückte in der Ferne wieder in ihr Blickfeld.

Im Gegensatz zu ihrem harten Gesichtsausdruck klang Margaretes Stimme bei ihrer nächsten Aussage verunsichert: »Mein Bruder wird dich mitnehmen wollen.«

Mit den Gedanken ganz woanders, sah Levi seine Oma erstaunt an. »Warum? Und wohin?«

Sie blieb stehen. »Ich möchte dich bitten, mir eins zu versprechen.«

Die durchdringenden blauen Augen – wie die von Johannes, stellte Levi fest – fixierten ihn. Bittend. Nein: gebietend.

»Antworte ihm darauf noch nicht heute. Warte mit der Entscheidung bis zu deinem Geburtstag. Versprichst du mir das?«

»Warum?«

»Versprich es mir einfach«, wick sie aus. »Es handelt sich bloß um zwei Tage.«

Ein Anflug von Wut überkam ihm. Sie verlangte Dinge von ihm, weigerte sich aber, mit offenen Karten zu spielen. Andererseits sprach nichts gegen ihren Vorschlag. »In Ordnung, Margarete«, erwiderte er schließlich.

Sie zuckte zusammen. Vermutlich war es das erste Mal, dass er sie mit ihrem Vornamen angesprochen hatte – und dabei verspürte er sowohl Genugtuung als auch Scham.

»Einwandfrei, meine liebe Schwester!«

Mit seiner Serviette putzte Johannes sich den Mund ab und lehnte sich umständlich in seinen Stuhl zurück. Während der Mahlzeit war es ausschließlich um seine Nachforschungen in Nichlo gegangen. Alles deutete daraufhin, dass Melchior Manker und Paul Hoffmann tatsächlich bloß Einzelgänger waren. Johannes hatte sowohl mit den bekannten lokalen Unreinen als auch mit den verbliebenen Vierjährlingen gesprochen. Letzteres hatte Margarete zwar bereits heute Morgen getan – daher war sie zum Zeitpunkt von Melchiors unangekündigtem Besuch nicht zugegen gewesen –, doch Johannes hatte seiner Schwester nahegelegt, dass vier Ohren mehr hörten als zwei.

Die gesamte Diskussion schien jedoch bloß ein Vorspiel zu Wichtigerem zu sein. Mit der rechten Hand trommelte Johannes auf seinem Bauch, während er abwechselnd Margarete und Levi ansah.

Auch Blanche, die am Ende des Tisches Salat essend auf einem kleinen Handtuch saß, bedachte er mit einem Blick. Indes ignorierte Margarete ihren Bruder und führte gerade das letzte Stück Kartoffel zum Mund.

»Also, Levi, wir ...«, setzte Johannes an.

»Moment!«, unterbrach ihn seine Schwester. »Kleinen Moment Geduld noch. Lasst uns ins Wohnzimmer gehen, in Ordnung? Jeder Anlass verlangt den richtigen Rahmen.«

Mit einigen wenigen Handgriffen räumte Margarete das Geschirr in die Spüle, setzte Wasser auf und folgte den beiden aus der Küche heraus.

Wie ein kleiner Junge faltete Johannes die Beine zu einem Schneidersitz, nachdem er auf der Couch gegenüber dem Kamin Platz genommen hatte. In seinem hohen Alter sah dies unnatürlich, fast schon komisch aus.

Margarete zog einen Stuhl herbei; sie saß nun genau zwischen Johannes und Levi, der auf der Ofenbank Platz genommen hatte. Auf seinem Schoss lag Blanche, die nicht weniger gespannt schien als er selbst. Die Situation erinnerte stark an das Gespräch von gestern Abend. Abwartend schauten alle auf Margarete, die erbeben die Hände hob.

»Bitte.«

»Levi, du musst unbedingt an den Bakker kommen!«, platzte Johannes heraus. Mit glänzenden Augen betrachtete er den Jungen, der mit einem großen Fragezeichen im Gesicht seinen Blick erwiderte.

»Bakker?«

»Ja, der Bakker!«, erwiderte Johannes, dem Anschein nach beleidigt. »Hast du ihm denn gar nichts beigebracht, Grete?«

Für diese Bemerkung erntete er nicht mehr und nicht weniger als eine hochgezogene, graue Augenbraue.

»Wie auch immer ...« Johannes beugte sich vor. »Der Bakker ist eine Schule. Es gibt sie seit über hundertfünfzig Jahren, und sie ist die auf dem europäischen Festland wichtigste Ausbildungsstätte für die Begünstigten.«

Dieses Mal nahm Levi die Gelegenheit wahr: »Was sind Begünstigte?«

»Nun ...« Wieder hatte Levi Johannes mit seiner Unwissenheit überrascht. »Du bist zum Beispiel einer ... Wir haben Klassen mit Vierjährigen, mehrere mit Waisen ...«

»Was ist ein Waise?«, unterbrach Levi Johannes erneut.

»Eine Gruppe Begünstigter«, erklärte Johannes wenig hilfreich, um direkt darauf fortzufahren, so, als sei damit alles geklärt. »Natürlich haben wir auch Schläfer und Sedati und viele weitere Begünstigte.« Erkennend, dass Levi erneut nachhaken wollte, hielt er eine Hand hoch. »Zu deiner vorherigen Frage: Benandanti und Begünstigte sind mehr oder weniger Synonyme. Sie setzen sich aus unterschiedlichen Gruppierungen zusammen – wie die Sedati und Waisen. Den weitaus größten Anteil stellen jedoch die Vierjährlinge. Deren großer Vorteil ist bekanntermaßen, dass ihnen viermal so viel Lebenszeit wie normalen Menschen zur Verfügung steht. Nur durch ausreichend Zeit kann man es schaffen, genug Wissen und Können zu erwerben, um den Unreinen Paroli zu bieten.«

»Warum müssen wir sie überhaupt bekämpfen?«

Auf dem falschen Fuß erwischt, saß Johannes einen Moment schweigend da. Das einzige Geräusch stammte von Blanche, die von Levis Schoss gesprungen war und sich reinigte. Das Gesprächsthema schien sie nicht zu interessieren. Vielleicht kannte sie aber auch bloß längst alle Details.

Margarete übernahm kurzerhand das Wort: »Es ist kein Zustand, den wir uns ausgesucht haben, Levi. Klar, es gab Fälle, in denen die Feindseligkeiten von uns ausgingen. In anderen Fällen waren sie es, die den ersten Stein warfen. Aber die letzten Jahre haben wir alle mehr oder weniger friedlich nebeneinander und miteinander gelebt. Leider war von Anfang an klar, dass es eines Tages wieder Probleme geben würde. Wir wollen hoffen, dass die kleinen Scharmützel dieser Woche nicht den Startpunkt eines Trends markieren.«

Das war zwar keine Antwort auf seine Frage, allerdings übernahm Johannes das Wort, bevor Levi nachhaken konnte:

»In der Tat. Allerdings können wir das noch nicht endgültig einschätzen. Darum solltest du dich vorbereiten und mit mir nach Berlin kommen. Da werden wir überprüfen, was du schon kannst, und dich mit den anderen Vierjährlingen ausbilden. Wir alle müssen vorbereitet sein. Die Unreinen sind heute stärker als sie es über viele Jahrhunderte hinweg waren. Da können wir dich gut brauchen!«

»Warum braucht ihr mich, wenn ihr andere Vierjährlinge habt?«

»Weil du außerdem ein Abkömmling bist. Du hast die Gabe des Henoch.«

Margarete nickte. »Du sprichst die Sprache der Engel«, sagte sie, stolz – und gleichzeitig mit Unheil verkündendem Unterton.

Nachdem Levi am gestrigen Freitag zum ersten Mal seit Monaten sein normales Morgenprogramm hatte ausfallen lassen, war er am Samstag zur Routine zurückgekehrt. Auch wenn in Levis Kopf gefühlt kein Stein mehr auf dem anderen lag. Bloß seine Laufstrecke hatte er angepasst – sie führte nicht länger über Felder und durch Wälder, sondern durch die Innenstadt.

Zu seinem typischen Alltag gehörte auch der Besuch bei Thomas, dem er – nach zwei Tagen Pause – heute wieder beim Lernen unterstützte.

»Normalien für zweipolige Steckvorrichtungen für Spannungen bis 250 Volt gelten auch für dreipolige«, sagte Thomas konzentriert, an seinem Schreibtisch sitzend. Das kleine, vollgestopfte Zimmer quoll über vor achtlos hingeworfenen Kleidungsstücken und Sportutensilien. Thomas' Mutter hatte längst aufgegeben, ihren Sohn zum Aufräumen zu bewegen. »Richtig?« Als er keine Antwort bekam, blickte er auf. »Richtig, Levi?«

»Oh, sorry ...«

Er konnte sich heute einfach nicht konzentrieren. Das Gespräch mit Johannes und seiner Oma war bis spät in die Nacht fortgesetzt worden, und immer noch zerbrach er sich über die vielen Informationen den Kopf. Nicht nur wollte Johannes ihn an seiner Schule haben. Nein, er hatte Levi darüber hinaus darauf hingewiesen, dass er eine ganz besondere Variante von Benandant war. Ein *Abkömmling*. Nach Johannes' Wissensstand gab es nur zwei andere wie ihn. Die Bezeichnung ging darauf zurück, dass er von einem bestimmten, namentlich nicht genauer benannten Geschlecht abstammte. Und diese Genealogie erlaubte es ihm, sehr viel leichter als andere Henoch zu sprechen.

Levi erinnerte sich an die Erläuterungen Margaretes: »Heutzutage gibt es nur noch wenige, die das Glück haben, Henoch nicht trainieren zu müssen. Abkömmlinge sind äußerst selten. Die meisten – und damit meine ich sowohl die Unreinen als auch die Begünstigten – müssen viele Jahre oder sogar Jahrzehnte üben, bevor sie die ersten Sprüche richtig aussprechen und einsetzen können. Die Unreinen haben allerdings das Wissen von Jahrhunderten und damit einen entscheidenden Vorteil: Sie brauchen ihr Können nur aufzufrischen. Erreichen sie die Pubertät, können sie fast alle Henoch – einige nur wenige Worte, andere fast den gesamten bekannten Wortschatz.«

»Nur die Abkömmlinge und die Vierjährlinge sind den Unreinen ebenbürtig«, hatte Johannes das Wort von seiner Schwester übernommen. »Die Abkömmlinge, weil sie die Aussprache des Henoch bereits beherrschen, wenn auch oft unbewusst. Die Vierjährlinge, weil sie mehr Zeit zum Erlernen der Sprache der Engel haben. Abkömmlinge und Vierjährlinge – unsere Waffe gegen die Dämonen.«

»Und ich bin beides in einer Person«, hatte Levi nüchtern festgestellt.

Die Antwort von Johannes hatte dies implizit bestätigt. »Dein Henoch ist schon jetzt besser als das unsere es je war. Unser Wortschatz ist übersichtlich. Jeder zusätzliche Henoch-Spruch verlangt uns langjährige Übung ab.«

Levi schien die Aussprache der Begriffe dagegen keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten. Auch wenn ihm nach wie vor nicht klar war, woher er einige der Wörter kannte. Auch wenn ihm die Aussprache tatsächlich sozusagen in den Genen liegen sollte, so musste er die einzelnen Worte dieser ihm bis vor Kurzem unbekannt Sprache, dieser *Sprache der Engel*, doch erst mal lernen?

Diese alternative Bezeichnung des Henoch ging wohl auf die Bibel zurück. Im Alten Testament kam ein Patriarch des gleichen Namens vor, der offensichtlich eine – Levi noch nicht klaren – Verbindung zu der Sprache hatte. Weitere Details wollte er später im Antiquariat in Erfahrung bringen.

Wie er nun allerdings wusste, war Henoch eine machtvolle Waffe – wenn nicht sogar die einzige Waffe – gegen die Unreinen. Der Plan war daher einfach: An Johannes' Schule würde Levi seine Fähigkeiten ausbauen, um gegen die Dämonen antreten zu können. Über Nacht sollte er von einem eher isolierten Mauerblümchen zum Hexenjäger werden.

Margaretes Bitte vom gestrigen Abend Folge leistend, hatte Levi um Zeit für seine Entscheidung gebeten. Bis morgen, seinem Geburtstag.

Nur mit sichtlichem Widerwillen hatte Johannes diesen Aufschub akzeptiert. Nach diesem Zugeständnis war er noch gestern Nacht mit dem Taxi nach Berlin zurückgefahren. Eine Fahrt von anderthalb Stunden.

»Junge, als Lehrer hast du heute echt versagt!« Thomas grinste seinen Freund an. »Was ist mit dir los?«

Levi seufzte. »Vielleicht bin ich bald selbst wieder ein Schüler.«

»Du? Du musst in die Schule gehen? Wer kann dich denn dazu zwingen?«

»Ich muss nicht, sondern ich möchte. Vielleicht.«

Ungläubig schaute Thomas ihn an. »Warum solltest du das tun? Dazu freiwillig!« Er legte seine Hand auf Levis Stirn. »Krank scheinst du nicht zu sein.«

Levi schüttelte die Hand ab. »Ich bin mir noch nicht sicher, ob ich's tun soll.«

»Hm ...« Thomas betrachtete seinen, nach oben gekehrten Handteller. »Auf der einen Seite Freiheit und Spaß ... Auf der anderen Schule und Unterdrückung ... Was würde ich wohl wählen?« Sein Gesicht klärte sich und er riss den Arm in die Höhe. »Oh, oh, ich weiß, Herr Lehrer!«

Levi stand auf. »So einfach ist es nicht.«

»Nicht?«

»Nein!«, reagierte Levi gereizt. »Meine Entscheidung betrifft nicht nur mich. Außerdem ...«

Die aufspringende Tür ließ ihn mitten im Satz abbrechen.

»Drei Uhr, drei Uhr!«, schrien Tim und Tino, während sie hereinstürmten und wie zwei Raubkatzen auf die beiden Freunde zu sprangen. Levi schaffte es, Tinos Flug abzulenken. Nicht so Thomas: Er war zu träge und bekam Tim frontal ab. Wie in Zeitlupe kippte er hintenüber und stieß noch im Fallen seinen Bruder von sich.

»Aua! Ihr kleinen ...«

»Was? Du hast uns versprochen, dass ihr um drei Uhr fertig seid!«, beschwerte sich Tino, während er sich den schmerzenden Schädel rieb. Bei seinem Sprung hatte sein Kopf Bekanntschaft mit der Dachschräge oberhalb von Thomas' Bett gemacht.

»Das ist noch kein Grund, mich anzugreifen!«

»Was machen wir jetzt, was machen wir jetzt?«, fragte Tim, der sich wieder aufgerappelt hatte und an Thomas' Arm zog.

Thomas sprach sich selbst Mut zu: »Noch zwei Jahre, dann bin ich aus diesem Irrenhaus raus!«

Das plötzliche Nachlassen von Tims Gezerre und das Geräusch eines fallenden Körpers ließ ihn herumfahren.

Tim lag auf dem Boden, die Augen geschlossen. Regungslos.

Trotz der auf den ersten Blick beunruhigenden Situation, blieben alle ruhig und gefasst. Es war nicht das erste Mal, dass sie Tim so sahen. Der jüngste Wittkopf litt unter einem zu niedrigen Blutdruck, der schnell zum Bewusstseinsverlust führte. Der Mangel an Blut im Gehirn ließ den Jungen bei plötzlicher Aufregung schwarz vor Augen werden.

»Das kommt von dem Springen und Rumrennen«, beklagte sich Thomas und legte sein Bruder sanft aufs Bett. In solchen Momenten traten seine wirklichen Gefühle für seine Brüder in den Vordergrund.

»Wie oft passiert das eigentlich?«, fragte Levi.

»Weiß nicht ... Vielleicht dreimal pro Woche? Früher noch öfter. Er lernt langsam, sich nicht so aufzuregen.« Behutsam hob er Tims Kopf an und stützte ihn mit einem Kissen ab. »Ich hole ihm einen Schluck Wasser aus der Küche.«

Damit verließ Thomas das Zimmer, und Levi half einen Moment später dem zu sich kommenden Tim beim Aufsitzen. Nachdem sichergestellt war, dass es ihm gut ging, hieß er den bereits wieder unruhig herumzappelnden Jungen, Ruhe zu bewahren.

Bei Rückkehr von Thomas verabschiedete sich Levi. Mittlerweile hatte das Antiquariat geöffnet. Es galt, weitere Fragen zu beantworten.

Mit verbissener Miene stemmte Levi sich gegen den schneidenden Wind. Er fand es erstaunlich, wie das Dorf, in dem er sich im Sommer schwitzend und keuchend durch den Tag quälte, im Winter so unangenehm kalt werden konnte. Die Lösung: ein Meeresklima. Er musste dort hinziehen, wo das Meer nicht weit entfernt war. Durchgängig gemäßigte Temperaturen und nicht immer diese extreme Kälte oder Hitze.

Als er die Tür zu Marius' Buchladen öffnete und die Klingel ertönte, war er geistig immer noch bei seiner Tagträumerei. Das änderte sich schlagartig, als der Buchladenbesitzer ihn von hinter seinem Schreibtisch mit einem fragenden Blick bedachte.

»Hallo, Marius.«

»Und?«

»Ich schau mich nur mal kurz um.«

»Erst, nachdem du mir erzählst, ob du mit deiner Oma geredet hast.«

Einen Augenblick lang überlegte Levi, ob er Marius korrigieren sollte. Ob er ihm mitteilen sollte, dass Margarete nicht seine Oma war. Am Ende nickte er bloß. »Habe ich.«

Im Anschluss an ein knappes Nicken wandte Marius sich wieder seinem Buch zu und Levi begann mit seiner Suche. Er brauchte nur wenige Sekunden, bis ihm klar wurde, dass er auf eigene Faust nie das finden würde, was er suchte.

»Wo waren noch mal deine Lexika?«

»Das zweite Regal von rechts.«

Marius hatte sich nicht nach ihm umgedreht, sondern machte weiter Notizen in dem vor ihm liegenden Einband. Der Ladenbesitzer schien eine detaillierte mentale Karte des Ladens zu besitzen, denn tatsächlich befand sich in dem Gang, in dem Levi sich gerade aufhielt, eine Sammlung Lexika. Levi zog den mit *He – Hu* beschrifteten Band hervor. Eine kurze Suche ergab leider kein Ergebnis, daher griff er nach einer anderen Ausgabe. Hier fand er einen Eintrag, der jedoch frustrierend kurz war:

Henoch (Enoch): Sohn des Jared, einer der vorsintflutlichen Patriarchen. Vater von Methusalem. Universalgenie und Schriftsteller. Verfasser eines im jüdischen Alten Testament nicht aufgenommenen apokalyptischen Buches. Als Erfinder der Buchstabenschrift, Rechenkunst und Astronomie gepriesen. Die heidnischen Kulte sind seiner Meinung nach von gefallenengeln (Dämonen) geschaffen worden.

Die familiäre Beziehung zu Methusalem war Levi nicht bewusst gewesen. Darüber hinaus erwähnte das Lexikon *Engel* in einem Atemzug mit *Dämonen*. Hier zeichnete sich somit eine mögliche Erklärung für die als Synonym verwendeten Begriffe *Henoch* und *Sprache der Engel* ab.

»Was suchst du denn?«, riss Marius ihn aus seinen Gedanken.

Das Buch zurückstellend, wandte Levi sich dem alten Mann zu. Dessen Kopf war immer noch über sein Buch gebeugt, die Halbglatze spiegelte das wenige Licht wider, das durch das Fenster fiel.

»Nach einer Sprache namens Henoch.«

Marius Wellkannte reagierte nicht sichtbar, doch er hörte wenige Sekunden lang auf, mit dem Finger über die Zeilen seines Buches zu fahren. Ohne den Blick zu heben, sagte er: »Ich kenne dazu eine interessante Schrift. Leider nicht vorrätig. Ich werde mich darum kümmern. Komm' übermorgen wieder.« Er schloss das Buch und öffnete eine der Schreibtischschubladen, aus dem er ein gelbes Adressbuch hervorholte.

»Danke«, erwiderte Levi. »Hast du andere Bücher zum Thema, die ich in der Zwischenzeit lesen könnte?«,

»Nichts Belastbares«, verneinte Marius, während er durch das Heft blätterte.

»Woher ...« Levi passte seine Frage gedanklich an und begann erneut: »Du scheinst einiges zu dieser Art Themen zu wissen?«

»Ich lese viel.«

»Was weißt du denn selbst zu Henoch?«

»Wenig Belastbares.«

Levi spürte, wie sich Unmut in ihm breit machte. »Und was wäre das?«

Marius stieß genervt die Luft durch die Nase aus. Er hob den Kopf und sah Levi ein paar Sekunden schweigend an. »Statt dich mit meinem gepflegten Halbwissen zu beglücken, würde ich meine Zeit lieber darauf verwenden, die Suche nach dem von mir angesprochenen Henoch-Werk zu starten. Einverstanden? Danke.«

»Okay«, gab Levi sich geschlagen. »Hast du denn Bücher zu den mittelalterlichen Hexenverfolgungen?«

Aus seiner Irritation keinen Hehl machend, dirigierte der Antiquar Levi zu einem bestimmten Abschnitt, tief in den Regalschluchten. Mit zwei Werken – eines aus dem frühen zwanzigsten Jahrhundert und das andere aus den Achtzigern – verabschiedete Levi sich. Fast froh, den Laden verlassen zu können, trat er in den kalten Winter hinaus.

Obwohl er in den letzten drei Tagen viel über sich selbst erfahren hatte, fühlte Levi sich frustrierend unwissend. Umso mehr fehlte ihm der direkte Austausch mit einem oder einer Vertrauten. Zu Margarete hatte er eine gewisse Distanz aufgebaut. Und bei Thomas befürchtete er, dass eine Einweihung zu einem Bruch führen würde. Außerdem war es nicht unwahrscheinlich, dass sein Freund ihm keinen Glauben schenken würde. Mal ganz davon abgesehen, dass tieferes Wissen zu Dämonen und Benandanti unter Umständen ein Risiko bedeuten könnte.

Mittlerweile war es Abend, und Levi hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen. Margaretes beobachtenden Blick – erst beim Lesen im Wohnzimmer und anschließend beim Abendessen in der Küche – hatte er nicht länger ausgehalten. Nun auf dem Boden seines Zimmers sitzend, kralte er Blanche, während er über die vielen unbeantworteten Fragen nachgrübelte. Dabei fiel sein Blick immer wieder auf ein vor ihm liegendes, aufgeschlagenes Buch zur Stadt Kilkenny. Die alten Häuser und engen Straßen schienen Dinge vor ihm verbergen zu wollen, sie seinem Blick hinter den naturbelassenen

Türen und von geschnitzten Rahmen umgebenen Fenstern zu entziehen.

Blanche löste sich aus Levis Griff. Geschickt drehte sie das auf dem Boden liegende Schreibtäfelchen um. Er hatte am späten Nachmittag eine Stunde darauf verbracht, es mit zwei kleinen Lederriemen zu versehen. Mit Klammern, Nadel und Faden befestigt, erlaubten die Lederstreifen es Blanche, sich das Schreibbrett auf den Rücken zu schnallen.

Alles okay?

Levi stützte sein Kinn mit der Hand ab und ärgerte sich gleichzeitig über die vielen feinen Kaninchenhaare, die er damit auf seinem Gesicht verteilte. »Gute Frage. Grundsätzlich schon. Ich habe bloß weiterhin das Gefühl, dass ich so einiges noch nicht durchdrungen habe. Und seit den ersten Aussprachen mit Margarete ist sie vorsichtiger geworden, bei dem, was sie mit mir teilt. Außerdem ist sie auffällig oft unterwegs. Um mir aus dem Weg zu gehen?«

Blanche hob hilflos die Schultern. Levi musste bei diesem Anblick lachen. »Und zu allem Überfluss habe ich neuerdings ein Haustier, das unerklärlicherweise schreiben kann!«

*Auch dafür gibt
es Gründe*

Levi schnaubte. »Richtig, das haben wir auch noch nicht geklärt! Bisher hast du dich allerdings geweigert, mir Begründungen für deine Fähigkeiten zu geben.«

Einen Moment lang zögerte das Kaninchen, dann schrieb es erneut ein paar Worte nieder.

*Ich wurde fast zum
selben Zeitpunkt wie
du geboren*

Blanche wartete, bis Levi die Zeilen gelesen hatte, wischte die Worte fort und schrieb neue an deren Stelle.

*Ich bin ein
Vierjährling*

Levi stutzte, bevor er ihre Mitteilung unbewiesen akzeptierte. Im Nachhinein machte ihre Behauptung Sinn. Er war bisher nicht auf die Idee gekommen, dass auch Tiere, die am 29. Februar geboren wurden, nur alle vier Jahre Geburtstag hatten. Vermutlich wirkte sich ein längeres Leben ähnlich positiv auf ihr Wissen aus. Er nahm sich vor, das maximale Alter von Kaninchen nachzuschlagen.

»Können alle Tiere, die Vierjährlinge sind, schreiben?«

Nein

Levi hoffte auf eine Erklärung, die Blanche jedoch nicht freiwillig lieferte. »Und warum kannst du es wohl?«

*Dafür gibt es
mehrere Erklärungen*

»Das ist keine Antwort«, stellte Levi anschuldig fest.

Ich weiß

Wieder wartete Levi einen Moment lang darauf, dass Blanche weiterschreiben würde. Wieder wartete er erfolglos.

»Also beantwortest du meine Fragen auch nicht?« Seine Stimme verriet aufkeimenden Ärger.

*Habe noch ein wenig
Geduld. Morgen wird der
Tag sein an dem ...*

Sie wartete einen Moment, wischte die Worte weg, und vervollständigte ihren Satz.

*... du dir einige Fragen
selbst beantworten kannst*

Ein tiefer Seufzer war Levis Antwort. »Warum müssen alle immer so geheimnisvoll tun? Warum kann nicht einfach jemand den Mund aufmachen und mir von A bis Z alles mitteilen, was er oder sie von mir und meinem Leben weiß?«

Er stand auf und dehnte sich. »Aber was rege ich mich auf? Das bringt mich bekanntermaßen kaum weiter. Da gehe ich lieber schlafen, und habe so morgen viel mehr Zeit, um mir meine Fragen selbst zu beantworten!« Er sah das Kaninchen an, sich versichernd, dass es seine Anspielung verstanden hatte. Erst dann begab er sich zum Zähneputzen ins Bad.

----- *Ende der Leseprobe* -----

Den Link zum Download des vollständigen Buches gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/vierjaehrling/